
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00277208 5

39

Epische Briefe

von

Wilhelm Jordan.

Frankfurt am Main.
W. Jordan's Selbstverlag.
1876.
Leipzig: F. Volckmar.



Druckerei von August Osterrieth in Frankfurt a. M.

Aufschrift.

An Sie zunächst sind diese Briefe gerichtet, meine verehrten Zuhörer, die Sie mir seit vierzehn Jahren gelauscht haben, in hundertachtundfünfzig Städten; diesseits des Oceans in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, in Rußland, England und Holland, wo ich erst jüngst auch bei unseren niederdeutschen Vettern erfreuliches Verständniß und schöne Andacht gefunden; jenseits vom Erie- und Michigansee bis zur Mündung des Mississippi, vom Hudson, Schuylkyll und Ohio bis zum goldenen Thor der Bai von San Francisco.

Viele von Ihnen werden sich erinnern, so Manches schon gehört zu haben von dem was sie hier gedruckt finden. Denn überall veranlaßten die Rhapsodieen aus

meinem Doppelepos von den Nibelungen eifrige Fragen nach den Quellen der Sage, aus denen ich geschöpft, nach den echten Resten unseres vorchristlichen Epos, nach dem Verhältniß meiner Dichtung zum Nibelungenliede des Mittelalters, nach der Entstehung des letzteren, nach den Kunstmitteln, der poetischen Form, dem Baugesetz, nach dem Wesen und Ursprunge des Epos. Meinen gesprächsweise gegebenen Antworten folgte nicht selten die Aufforderung, diese Fragen aus der Wissenschaft der Poesie auch öffentlich zu behandeln.

Einen Theil des Inhalts der so entstandenen Vorträge habe ich bereits veröffentlicht in meinen beiden Schriften: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim, 1868," und „Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik, 1869." Beide werden hier als schon bekannte Ergänzungen vorausgesetzt und an den Stellen, welche sie in diesem Werk einzunehmen hätten, theils hinweisend angeführt, theils in aller Kürze ausgezogen.

Diese Briefe sollen in Erinnerung bringen, was die Poesie zu leisten habe bevor sie Anspruch machen dürfe auf den Namen einer Kunst. Sie sollen die Gattungen

dieser Kunst betrachten und als deren oberste die epische darthun. Sie sollen die besonderen Merkmale zur Einsicht bringen, welche ein Dichtwerk dieser obersten Gattung auch erheben zu deren oberster Art, zum Epos, und zugleich die einzige Schule aufzeigen, in welcher dessen Technik erlernt werden kann. Sie sollen darlegen, daß für das Epos durchaus nur ein einziger Stoff möglich sei, der also nicht gewählt, sondern nur vorgefunden werden könne. Sie sollen es zur Anschauung bringen, wie dieser Stoff im Lauf der Jahrhunderte erwächst; welches verwickelte Spiel von Kräften ineinanderwirken, welche Vorarbeit ganzer Völker und ihrer begabtesten Geister gethan sein, welche Mitarbeit der Nationen geleistet werden, von welcher Reihe geschichtlicher Vorbedingungen die Erfüllung durch überaus seltene Schicksalsgunst zusammentreffen müsse, wenn es einem richtig geschulten Einzelpoeten gelingen solle, diesen Stoff zum Epos zu gestalten. Sie sollen endlich schildern, wie das im Lauf der Geschichte bisher vier mal geschehen ist, indem sie mit Umrißstrichen die Entstehung des indischen, iranischen und griechischen Epos zeichnen, um schließlich die des germanischen in etwas weiterer Ausführung darzustellen.

Dies ihr Hauptthema erreicht die gegenwärtige erste Reihe von zwölf Briefen mit dem achten. Doch legt sie von der beabsichtigten Wanderung durch unser heimisches Gebiet nur etwa ein Viertel des Weges zurück.

Durch Beispiele, vornehmlich aus der Edda, sollen Sie zuerst vertraut werden mit dem geheimen Sinn und der Entstehung unserer Göttersage. Mit dem Erwerb solcher Kunde werden Sie sich unvermerkt angelangt finden auf einer Höhe, von welcher Sie die Umwandlung dieser Göttersage in die Heldensage, den Inhalt unseres Epos, bereits deutlich durchschauen. An diesem Aussichtspunkt aber muß ich mich für diesmal verabschieden.

Erst die zweite und letzte Briefreihe von ungefähr gleichem Umfange soll dann auch die erste Blüthenzeit der epischen Poesie der Germanen, ihre altnordischen, angelsächsischen und altdeutschen Ueberbleibsel, ihre Zerstörung, die epischen Versuche der Romantik, die Entstehung des mittelalterlichen Nibelungenliedes, die Epoche unserer Selbstentfremdung und endlich die Wiedergeburt des deutschen Epos zum Gegenstande haben.

Die Vorarbeiten sind großentheils gethan. Gleichwohl darf ich, bei der Beschränktheit meiner Muße, kaum

hoffen, binnen Jahresfrist mit der Formgebung fertig zu werden.

Es ist ein Wehmuthschatten des sonst so lichten und heitern Rhapsodenberufes, von so manchem theuer und unvergeßlich gewordenen Anhänger und Gastfreund scheiden zu müssen auf Nimmerwiedersehen. So sende ich denn diesen über die halbe Erde, von der Newa bis zum Stillen Meer zerstreuten lieben Freunden und Freundinnen wenigstens durch diese Blätter einen Händedruck, Ihnen allen aber, meine verehrten Zuhörer, Dank und Gruß — und nun zur Sache.

Erster Brief.

Die bildende Kunst und die Poesie.

In meinen Rhapsodieen bin ich bestrebt gewesen, Ihrer Einbildungskraft Schauplätze, Personen und Handlungen zu vergegenwärtigen, Ihr Ohr zu gewinnen durch Sprachmusik, Ihr Herz zu bewegen durch Mitleid, Furcht und Hoffnung.

Hier will ich verzichten auf dieses Poetenrecht und mich im schlichten Lehrton an Ihren Verstand wenden. Statt Ihnen das Epos selbst zum Genuß zu bieten, nehme ich in diesen Briefen Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch für dessen Geschichte. Nicht das fertige Kunstwerk, sondern die Vorbedingungen der Kunst, durch welche es zu Stande kommt, sollen Sie beschäftigen.

Diese Umkehrung meiner Aufgabe erinnert mich an eine vor vielen Jahren in Düsseldorf erlebte Scene. Mit einer noch jugendlichen Freundin hatte ich in der dortigen Gemäldeausstellung eben ein großes neues Bild betrachtet. Als wir fortgingen, sagte mir die junge Dame:

„Es ist mir unbegreiflich, wie man eine solche Menge von Gestalten aus seiner Phantasie heraufbeschwören kann. Vollends Zauberwerk dünkt es mir, daß der Maler die Erscheinungen seines Innern mit solcher Genauigkeit sieht, daß er sie mittelst einigen Farbstoffes zu umkleiden vermag mit dem Scheine handgreiflicher Wirklichkeit."

„Einiges Wunder," gab ich zur Antwort, „ist wirklich im Spiel. Was in jedem Kunstwerke nur angeborenes Talent hinzuthun kann, das läßt sich eben so wenig erschöpfend erklären, als methodisch nachahmen. Aber einen anderen und nicht geringen Theil jener Zauberei kann ich Ihnen begreiflich machen. Begleiten sie mich zu einem solchen Hexenmeister!"

Wir traten in das Atelier Tidemand's, des berühmten norwegischen Meisters. Auf seiner Staffelei stand ein großes Bild, nahezu vollendet. Den Mittelpunkt einer gestaltenreichen und dramatisch bewegten Gruppe bildete

darauf ein schwer verwundeter Mann, der von anderen getragen wurde.

Anfangs waren die Blicke meiner Begleiterin nur von diesem Gemälde gefesselt. Dann aber schaute sie umher — und nun malte sich in ihren Zügen in rascher Folge Entsetzen, Aerger, Enttäuschung, und bald umspielte ihre feinen Lippen ein Lächeln der Verachtung.

Denn hier erblickte sie menschliche Gliedmaßen und Körpertheile von Gyps, dort Puppen und Gestelle, behangen mit allerlei Zierrath und Gewandung von den ärmlichsten bis zu den reichsten Stoffen; hier aufgeschlagene Costümbücher, dort schauderhaft getreue anatomische Zeichnungen der Musculatur und Knochenstellung von Armen und Beinen, Schultern und Hüften; hier einen hölzernen Gliedermann, welcher an Schnüren von der Zimmerdecke herabhing, genau in derselben Haltung wie der verwundete Mann auf dem Bilde und bis auf den letzten Faden übereinstimmend gekleidet, wie er dort gemalt war; dort endlich das für sie Allerentsetzlichste: ein auf den Maler wartendes lebendiges Modell, ein Frauenzimmer, in gleicher Tracht wie die weibliche Hauptfigur des Gemäldes und dieser frappant ähnlich, so gut es der Meister auch ver=

standen hatte, ihren etwas gewöhnlichen Gesichtsausdruck hochtragisch zu veredeln.

„O, hätten Sie mir das nicht angethan!“ rief meine Begleiterin. „Meine schönste Illusion, meinen Glauben an die schöpferische Macht des Genius, haben Sie mir unbarmherzig vernichtet. Die göttliche Kunst haben Sie mir aufgelöst in mühselige Menschenarbeit, welche mit kleinlichem Ameisenfleiße von Plunder- und Kehrichthaufen Schalenbröckchen zusammenträgt, um sie aneinander zu leimen und uns damit vorzulügen, daß der Mensch aus sich heraus die Natur verschönert wiedergebären könne.“

Was meinen Sie, verehrter Freund? Hatte ich wirklich unrecht gethan, meine junge Freundin einzuführen in die Werkstatt des Meisters? Hatte sie etwas wirklich Werthvolles verloren an ihrer Illusion? Ist ihr die Malerei für immer verleidet, der Maler für immer herabgedrückt geblieben zum bloßen Sammler und Abschreiber, seit ihm der Nimbus eines Hexenmeisters vom Kopfe verschwunden war?

Im Gegentheil, sie ist seitdem längst genesen zu einer ungleich würdigeren, wenn auch minder überschwänglichen Vorstellung von seiner Kunst. Sie weiß nun, daß das

Bilden aus ewig vorhandenem Stoffe und mit ewig vererbten Kräften, offenbar wie das Sonnenlicht und dennoch wie dieses auf tiefstem Grunde ein göttliches Geheimniß, ein weit höheres und edleres Wunder ist, als die geträumte stofflos waltende Magie. Er hat nichts bei ihr eingebüßt, als das werthlose Staunen des Aberglaubens an eine mittellose Schöpfung aus Nichts.

Unter ganz derselben Illusion hatte unsere Poesie so sehr und so lange gelitten, daß sie ihrem Untergange nahe gekommen war. Beinahe zur Fabel war es ihr geworden, daß auch von ihren Aufgaben die höchste darin bestehe, durch die Gesammtheit der ihr eigenthümlichen Mittel Bilder und Gestalten zu wirken, wie Malerei und Sculptur, nur freilich, im Unterschiede von diesen beiden, durchaus nur bewegte Bilder und Gestalten. So hatte sie es verlernt, auch eine bildende Kunst zu sein, und zwar die bildende Kunst für die Einbildungskraft des Hörers.

Nur noch die Musik war auch theilweise hineingerathen in eine ähnliche Lage durch die rückenmarkzehrende Fortepianokrankheit, durch die beinahe siegreiche Verbreitung des albernen Wahnes, daß man kaum vollgültigen Anspruch habe auf den Namen eines gebildeten Menschen,

wenn man nicht einige Clavierfertigkeit besitze, daß man dafür aber durch Clavierspiel auch schon ein Musiker sei.

Alle übrigen Künste sind gegen die Dichtkunst dadurch in entschiedenem Vortheil, daß Niemand auch nur ihre Schwelle betreten kann, ohne in eigener Vorschule bedeutende Schwierigkeiten überwinden gelernt und eine Reihe vorbereitender Stufen überstiegen zu haben. In ihrer nur mühsam und in vielen Lehrlingsjahren zu erwerbenden Technik besitzen Baukunst, Bildhauerkunst und Malerei eine heilsam abschreckende Schutzwehr gegen Dasjenige, was keine Kunst erdulden kann, ohne ihren Zwecken entfremdet und tief erniedrigt zu werden: gegen den verderblichen Andrang der Dilettanten und Pfuscher. Jeder halbwegs Vernünftige begreift, daß man Architekt, Bildhauer, Maler entweder ganz oder gar nicht sein müsse. Eines der drei nur nebenbei sein zu wollen, hat etwas unmittelbar Lächerliches.

Die Dichtkunst hingegen hat das Unglück, daß die überwältigende Mehrzahl ihrer Jünger aus Nebenbeipoeten besteht.

Das Darstellungsmaterial der Dichtkunst ist die Sprache. Jeder besitzt sie, wenn auch in sehr verschiedenem

Umfange, da man bekanntlich mit etwa fünfhundert Wörtern ausreicht für das gewöhnliche Lebensbedürfniß, ja das Gesammtlexikon der meisten Menschen eine noch geringere Zahl enthält, während Goethe über zehntausend, Shakespeare über fünfzehntausend gebraucht hat.

Jeder Gebildete hat die Sprache verwenden gelernt zu Aufgaben, welche denen der Poesie nahe kommen und zuweilen wirklich in ihr Gebiet eintreten. Man darf sogar behaupten, es sei nicht möglich zu reden ohne einige Poesie. Seit große Dichter die Sprache in ihrer höchsten Ausbildung weiten Kreisen geläufig gemacht, sind sogar die Anfangsgründe poetischer Technik fast Gemeingut geworden. Die Zahl Derer, welche insofern wirklich schon Dichter sind, als sie eine Empfindung in passenden Worten auszudrücken, ein Erlebniß verständlich zu erzählen wissen, ist seitdem freilich angeschwollen zur Legion. Wo jedoch jenseits dieser umstürmten Schwelle des äußern Vorhofs der wirkliche Tempel und wo sein Allerheiligstes beginne, welche Bedingungen die Poesie zu erfüllen habe, um auch für sich den Namen einer Kunst zu verdienen, woher allein sie den Gehalt schöpfen könne, um ihr fast eingebüßtes heiliges Erbamt wieder mit Würde und Erfolg

zu bekleiden: das war fast in Vergessenheit gerathen. Die Stimmen der Wenigen, die es noch wußten, wurden überschrieen vom lärmenden Schwarm, der sich einbildete, i hm habe der Zuruf Uhland's gegolten:

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald,

was denn alsbald sämmtliche Raben und Papageien mit ihrem Concert zu befolgen sich berufen fühlten. Man vergaß, daß mit dem Steigen des allgemeinen Niveaus der Sprachgeläufigkeit die Linie, wo die Sprach-Kunst beginnt, dreifach höher emporgerückt und neunfach schwerer erreichbar geworden. Denn zur Sprachfertigkeit auch des Gebildeten hat sich jederzeit die Sprachgewalt des Dichters zu verhalten wie etwa zu der Geschicklichkeit, eine Lithographie sauber anzustreichen aus bereitstehendem Tuschkasten, die Farbenallmacht eines Lessing und Achenbach, wie zu der Fingergewandtheit, welche — um mit Shakespeare zu reden — nach Tisch ein Männchen zu kneten versteht aus Käserinde oder einen gabelförmigen Rettig menschenähnlich zu schnitzen, die Gestaltungskraft eines Thorwaldsen, oder die Meißelführung, mit der ein Dannecker

entzückende Schönheit athmen läßt aus der dem Beschauer zugekehrten Fußsohle seiner Ariadne.

In gerechtem Unmuth über die Blindheit, die hingebende Arbeit des ewig ringenden Künstlers nicht sehen zu wollen, die bedeutendsten Dichterleistungen einer mühelosen Zauberkraft zuzuschreiben und diese für das alleinige Wesen des Genies zu halten, hat einer unserer Großen ausgerufen: „Genie und immer nur Genie! Was ist Genie? Genie ist Fleiß!"

Es war das freilich ein Irrthum, aber als solcher in seinem Munde liebenswürdiger und ergreifender als die unanfechtbarsten und schönsten Weisheitssprüche, ein Irrthum naiven und selbstverleugnenden Verkennens jener angeborenen Sicherheit, welche dem Fleiße des Genies stets die Richtung gibt auf die erhabensten Ziele der Kunst und des Zeitalters. Es war von einer einfachen, aber fast vergessenen Wahrheit die losgerissene und dadurch falschgewordene Hälfte. Denn ohne das angeborene Auge, welches keine Erscheinung anders erblicken kann, als sub specie aeterni, als Abspiegelung und Gestaltung des Ewigen, wird auch der riesigste Fleiß mit seiner Kärner-

arbeit nichts zusammenbringen als bestenfalls Haufen von Steinen und Kies für künftig einmal bauende Könige.

An allen großen Dichtern ohne Ausnahme zeigt es die Geschichte der Poesie, daß nur die Zusammenfassung alles Höchsten und Besten im Streben und den Kenntnissen bedeutender Zeitalter, verbunden mit der Verarbeitung eines massenhaften Stoffes durch riesigen Fleiß, dichterische Leistungen von dauerndem Werthe möglich macht. Was also forderte unser Zeitalter der herrschenden, auf das gesammte Leben angewendeten Wissenschaft von seinen Poeten? Die Poesie der wissenschaftlichen Erkenntniß. Um euern Vorgängern mit Aussicht nachzueifern, das rief es ihnen zu, müßt ihr vertraut sein, wo möglich auch mit der Methode, zum wenigsten aber mit den Ergebnissen jeder Wissenschaft, nicht um selbst etwas zu leisten in den einzelnen Fächern, sondern um die hellsten Strahlen des wahren Zeitbewußtseins in einem Brennpunkte zu vereinigen und damit eure poetischen Bilder zu entzünden, um Vergleiche, Anschauungen, enthüllte Geheimnisse und Gesetze des Lebens und der Natur aus allen Gebieten herbeizuziehn, um überblicksweise mehr zu wissen von Allem als jeder Andere und so mit Sicherheit den

Zukunftspunkt des Horizontes anzuzeigen, nach welchem die Nation zu steuern, das Ideal zu offenbaren, das sie im Laufe der kommenden Geschlechter zu erfüllen habe.

Schon vor vierundzwanzig Jahren schrieb ich in diesem Sinne in meinem Demiurgos:

Vor meinem Blick erhob sich stets vom Dichter
Ein andres Bild als fernes Ideal:
Des Weltbewußtseins weit zerstreute Lichter
Versammelt er in einen Geistesstrahl,
Daß, wer in seiner magischen Laterne
Die Bilder schaut, genießend Andacht lerne.

Für diejenige Poesie, von der allein hier die Rede ist, für die Sprachkunst, welche sich zu ihrer Darstellung des Verses bedient, war so ziemlich das Gegentheil zur herrschenden Meinung geworden. Sie bewegte sich fast ausschließlich auf dem ihr und der Musik gemeinsamen Grenzgebiete der Lyrik. Es war dahin gekommen, daß Poeten, die jenen Forderungen zu genügen trachteten, den Verdacht erweckten, keine geborenen Dichter zu sein, weil sie es nicht unternahmen, mittellos aus leerem Genie ein Weltbild zu entwerfen.

Ein Abendgang im säuselnden Haine, bei sinkender Sonne oder Mondbeleuchtung, ein stilles Kämmerchen, ein

Blatt Papier nebst Feder und Tinte und allereigenste Eingebungen und Empfindungen: das waren nach herrschendem Begriffe die Requisiten der Poesie. In unserer gewaltigen Epoche des durch wissenschaftliche Erkenntniß triumphirenden Menschengeistes war sie ausgeartet zu einem tändelnden Spiele mit liebenswürdigen Kleinigkeiten. Es war ihr fast schon mythisch geworden, daß auch sie wie jede andere Kunst, die ungetheilte Kraft, den angestrengten Fleiß eines Lebens für sich allein verlange; daß sie nicht minder als Architectur, Malerei, Sculptur und Musik eine mühselige Technik, eine Schule des Handwerks erfordere und eben deshalb gleich nothwendig wie diese Künste als alleiniger Lebensberuf zugleich ein Gewerbe sein müsse.

Um nun auch in Betreff der Poesie jene falsche und verderbliche Illusion von der aus Nichts schaffenden Wunderthätigkeit des bloßen Genies ausrotten zu helfen, will ich Sie einige Blicke thun lassen in die Werkstatt des Epos.

Zweiter Brief.

Die Vorbedingungen des Epos.

Wo haben wir die Werkstatt des Epos zu suchen? Wo wächst und bricht der Marmor, aus welchem die epische Kunst ihre Gebilde meißelt? Wo können wir sie bei der Arbeit belauschen und sehen, mit welchen Mitteln, unter welchen Bedingungen, nach welchen Regeln sie schafft und zu welcher Verwendung sie bestrebt ist ihr Kunstwerk geeignet zu machen?

Beginnen wir mit der letzten dieser Fragen.

Jedes Kunstwerk hat die Bestimmung, durch die Sinne erfreulich zu wirken auf das Menschengemüth, genossen zu werden mit den Augen, den Ohren oder mit beiden zugleich; denn den Leistungen des Kochs und des Par=

fumeurs wird außer ihnen selbst Niemand geneigt sein, schon den Rang von Kunstwerken zuzugestehen. Auch die Leistungen vermittelst der Sprache sind Kunstleistungen, wenn ihre Anordnung die richtige und schöne Entfaltung einer Grundidee ist und die Rede, Erzählung oder Schrift in der Einbildungskraft des Hörers oder Lesers eine harmonische und anschauliche Gesammtvorstellung hervorbringt.

Diese Sprachkunst wird zur Poesie, wenn die Laute, welche Begriffe, Vorstellungen, Empfindungen und Anschauungen mittheilen, zugleich Musik machen, und diese Musik eine ähnliche Stimmung weckt, wie der mitgetheilte Inhalt. Diese Musik der Sprachkunst kommt zu Stande durch die Anordnung der Laute nach Regeln des Wohlklanges, der Harmonie durch Assonanz, Reim oder Stabreim, durch melodische Führung der Vocalisation und anmuthende Vertheilung ihrer Klangfarben.

Poesie ist also darstellende Sprachmusik.

Sie hat drei Gattungen, zwei unselbstständige, welche ihre Bestimmung nur in Verbindung mit anderen Künsten erfüllen können, und eine selbstständige und deshalb höchste, weil in ihr die Sprachkunst und ihre unzertrennliche

Zwillingsschwester, die Sprechkunst, die sinnliche Verwirklichung des Kunstwerkes allein und ganz besorgen können.

Die erste dieser Gattungen ist die lyrische Poesie. Ihr echtes Kunstwerk ist das Lied, von dem der Poet als solcher nur einen Haupttheil, den Text, erzeugt. Um in seine volle Kunstexistenz zu treten, bedarf es noch des Componisten, der eine Weise dazu setzt, und des Sängers, der es mit dieser ausführt. Was die Lyrik sonst noch an sogenannten Gedichten hervorbringt, sind sammt und sonders Zwitter- und Bastardgebilde, welche an die Kunst mehr oder minder streifen, ohne ihre Bedingungen jemals rein zu erfüllen.

Die zweite Gattung ist die dramatische, in welcher die Dichtung nur durch eine ganze Reihe helfender Künste und Handwerksverrichtungen ihrer Bestimmung gemäß ausgeführt werden kann; nämlich durch die Darstellungskunst des Schauspielers, Costümkunde und Schneiderarbeit, durch den Decorationsmaler, den Maschinisten, den Lichtordner u. a. m. Ihr durchaus falscher, obwohl so ziemlich in allen Literaturgeschichten und Poetiken besiegelter Anspruch, die höchste der poetischen Gattungen zu sein, wird uns in einem späteren Briefe beschäftigen.

Die dritte und allein selbstständige Gattung, welche die beiden vorigen insofern einschließt, als auch sie sowohl Empfindungen und Stimmungen mitzutheilen, als auch Handlungen darzustellen hat, ist die epische.

Auch sie kann sich förderlich unterstützen lassen durch eine bescheiden begleitende, streckenweit ganz verstummende, und nur an geeigneten Stellen eingreifende Musik. Sie scheint das in früheren Zeiten immer gethan zu haben. Aber solche Musik ist ihr nicht unentbehrlich.

Nicht verzichten aber, ohne ihre wahre Kunstwirkung einzubüßen, darf sie darauf, daß ihre eigene Musik zur Ausführung komme. Nicht blos ihre nachträgliche Wirkung, auch schon ihr eigenes rechtes Zustandekommen, das ihrer Darstellung wie das ihrer Musik, würde sie damit verhindern. Denn das Geheimniß, wie diese Darstellung beschaffen sein muß, ist schlechterdings auf keine andere Weise zu erfahren, als durch viele Proben, und die Regeln, nach denen die Noten ihrer Sprachmusik durch Tact, Rhythmus, Anlaut, Anklang, Gleichlaut, Vocalisation und Tonfarben gesetzt werden müssen, sind auch nicht anders zu gewinnen, als durch den oft wieder-

holten Versuch, sie da klingen zu lassen, wo sie gehört zu werden bestimmt sind.

Nehmen Sie einem Architekten Bauplatz, Stein, Mörtel, Holz, Maurer und Zimmerleute. Verdammen Sie ihn, immer nur zeichnen und seine Risse höchstens etwa lithographiren, aber niemals ausführen zu dürfen. Enthoben der Rücksicht auf Raum und Stoff, auf das Gesetz der Schwere und die Bedürfnisse des Lebens, müßte er sich verirren in theoretische Spielereien und zuletzt den Sinn verlieren für das Natürliche und Schöne. Oder verweigern Sie einem Componisten Orchester und Sänger und gestatten ihm einzig den Druck seiner Partituren. In der dauernden Unmöglichkeit, seine Tonschöpfungen verwirklicht zu hören, müßte er auch bei hoher Begabung mindestens starke Einbuße leiden an maßvoller Klarheit — wovon ja selbst das Riesengenie eines Beethoven nicht ganz verschont blieb, als ihm Taubheit die Selbstkritik der ausgeführten Composition versagt hatte.

In solcher widernatürlichen Lage hat sich die deutsche Poesie geraume Zeit wirklich befunden. Denn abgesehen von gesungenen Liedern, deren denn auch ein schöner Blüthenflor gediehen ist, und von etwa anderthalb oder

zwei Dutzend solcher Dramen, die noch zur Poesie gerechnet werden dürfen, wurden ihre Schöpfungen fast niemals ausgeführt. Was konnte sie, dennoch unermüdlich weiterschaffend in dieser Absperrung von den Bedingungen ihres Lebens, anderes erzeugen, als blasse Studirstubengedichte, denen die Ausführbarkeit fehlt, die sich, so wie sie sind, mit äußerst seltenen Ausnahmen durchaus nicht eignen, mit Wohlklang vorgetragen zu werden und dabei zu spannen, zu unterhalten und zu erbauen; Gebilde, vergleichbar jenen Kellerpflanzen, die sich in langen Fäden nach dem Dämmerschein am Fenster hinrecken, den eingeborenen Maßen und Formen entgeilen, statt der Blätter nur Stummel treiben und schließlich auch im besten Boden rettungslos verwelken, wenn der erschöpfte Wurzelknollen mit dem gelben Gefilz endlich an Luft und Sonne gebracht wird.

Was für den Baumeister Stein und Holz, für den Bildhauer Erz und Marmor, für den Maler Leinwand und Farbe, für den Componisten Stimmen und Instrumentalton, das ist für den Poeten, den Künstler in darstellender Sprachmusik, nicht etwa Papier und Druckerschwärze, sondern das gehörte Wort. Nur durch lauten

Vortrag kommt sein Werk zur vollen Existenz; ohne ihn verzichtet es auf das wesentliche Merkmal jedes Kunstwerkes, Verwirklichung für die Sinne. Gedichte zu machen blos um sie drucken zu lassen, ist bestenfalls eine Spielerei mit Kunstformen, keine Ausübung wahrer Kunst. Augenpoesie zum Gesehenwerden ist ein ähnlicher Widersinn wie ein Mittagessen, das bestimmt wäre nicht zum Gegessenwerden mit dem Munde, sondern lediglich zum Gerochenwerden mit der Nase.

Also gesetzt auch, ich meinte mit jener Werkstatt des Epos nur etwa, beispielsweise, meine Arbeitsstätte: auch dann würde ich nicht mein Studirzimmer mit seiner Bibliothek bezeichnen dürfen als den Ort, an welchem die für das Epos charakteristische Hauptarbeit gethan werde. Denn werden gelernt, was sie geworden ist, hat meine Dichtung erst in mehreren Hundert über die Hälfte des Erdumfangs vertheilten Sälen und unter Beobachtung ihrer Wirkung auf Hunderttausende von Zuhörern.

An einem andern Orte habe ich angedeutet, wie ich das dunkel und unvollkommen geahnte Gesetz des Stiles und Baues des Epos erst allmählich wieder entdeckt habe

in der Ausübung des Rhapsodenberufes.*) Von den ersten achtzehn Gesängen meiner Sigfridsage, mit denen ich meine Reisevorträge begann, ließen die Erfahrungen eines Lustrums keine Zeile unverwandelt, und weniger noch, als vom ersten Text, ist von seiner ersten Anordnung übrig geblieben. Nur durch die lebendige Wechselwirkung zwischen dem vortragenden Poeten und seinen Hörern kann das Epos seine richtige Gestalt gewinnen. Die Eigenschaften zur rechten Wirkung auf die Nation vermag es nur zu schöpfen aus ihrer Mitarbeit.

Wie die Erfüllung der Gesetze der Form nur von dieser Mitarbeit, so kann der Dichter des Epos dessen Stoff einzig und allein empfangen von der Vorarbeit längst vergangener Geschlechter seiner Nation und ihrer Ahnenvölker.

Weit weniger als ein anderer Dichter ist der des Epos ein schaffendes Einzelwesen.

Zwar überkommt auch der Dramatiker von seinen Vorgängern ein Kunstgesetz, von der zeitlichen Einrichtung

---

*) Siehe meine Schrift über das Kunstgesetz Homer's und die Rhapsodik.

der Bühne das Maß, die Anordnung und Vorführungsweise seiner Gebilde, von der Sitte und herrschenden Empfindung seiner Epoche die Farbe der Leidenschaften, die Natur der Kämpfe, mit deren Darstellung er hoffen darf, die Gemüther zu ergreifen. Im Uebrigen aber genießt er große Freiheit in der Wahl seiner Stoffe; ja, er darf dieselben unter Umständen sogar frei erfinden. Eine überlieferte, erlebte oder ersonnene Handlung senkt er als wohlgenährtes Samenkorn in das fruchtbare Beet seines Talentes und erzieht daraus eine selbstständige Blüthenpflanze.

Der Dichter des Epos kann nur selbst ein Knospenauge sein an dem Blüthenschafte, den der Baum seines Volkes, vergleichbar jener gefabelten hundertjährigen Aloë, nach langen Epochen treibt, wann das Weltenjahr dieses Volkes wieder einmal in seinen Frühling eintritt. Auf diesem Schafte entfaltet sich zu Blüthen nichts Anderes, als der Saft und Stoff, den die uralten Wurzeln seit Jahrtausenden emporsaugen. Auch sind es nothwendig Blüthen von gleicher Form und Färbung, wie sie nach dem eingeborenen Gesetze des Baumes schon einmal geprangt haben in einem längst vergangenen Frühlinge.

Jenes Beet des Dramatikers kann eine Menge ver-

schiedener Blumen, dieser Baum des Epos nur Eine Blüthendolde tragen. Geeignet für das Drama sind unzählige Stoffe; für das Epos durchaus nur ein einziger. Dramatische Dichter können sich, wie die Geschichte der Poesie beweist, in jeder Culturnation zu hoher Leistungsfähigkeit entfalten. Zum Dichter des Epos hingegen kann sich auch der höchstbegabte Poet niemals ausbilden, wenn sein Volk nicht eines der wenigen epischen Völker ist. Italienern, Spaniern, Franzosen z. B. wird, wie bisher, das wahre Epos immerdar versagt bleiben.

Aber selbst innerhalb eines epischen Volkes kann das Epos nur zu Stande kommen unter überaus seltener Schicksalsgunst, deren Herbeiführung auch der gewaltigsten Einzelkraft gerade so unmöglich ist, wie etwa dem Menschengeschlechte überhaupt eine Aenderung in den Bewegungen des Sonnensystems. Es gehört dazu die in einem Lebensalter zusammentreffende Erfüllung einer ganzen Reihe von Vorbedingungen, wie sie bisher kaum je einmal im Laufe eines Jahrtausends eingetreten ist.

Und welches sind die Bedingungen des Aufblühens dieser Tausendjahrblume?

Erstlich, wie gesagt, muß das Volk ein episches Volk

sein; das heißt, es muß sich befinden im erblichen Besitze uralter Sagen. Dieser Besitz darf nicht aufgehört haben, ein lebendiger zu sein. Es genügt nicht, daß solche Sage in Schriften und Büchern vorhanden geblieben. Sie muß sich auch von Geschlecht zu Geschlecht in mündlicher Ueberlieferung und Fortbildung erhalten haben, wie das bei Uns geschehen i st. Denn zu keiner Zeit, selbst nicht in der trostlosen Epoche nach dem dreißigjährigen Kriege, als wir, auf ein Viertel der vorigen Kopfzahl zusammengeschmolzen, aus dem reichsten das ärmste Volk Europas geworden, dem politischen und nationalen Tode schon unrettbar verfallen schienen, — zu keiner Zeit hatten wir ganz aufgehört, von Sigfrid dem Drachentödter und Krimhild, von Ditrich dem Berner und von Hildebrant zu singen und sagen. Fort und fort vergnügte und erbaute sich unser Volk an Resten, wenn auch traurig verwandelten, unserer Heldensage, nicht nur in den Groschenheftchen „gedruckt in diesem Jahr“ von der schönen Melusine, Genovefa, den Haimonskindern, Hörnensigfrid, die auf jedem Wochen- und Jahrmarkt feilgehalten wurden, sondern zumal auch in den beim Spinnrocken erzählten, noch heute im Volksmunde lebendigen Märchen, von denen eine beträchtliche

Anzahl erweislich nichts anderes sind, als späte Metamorphosen der Nibelungen-, der Ditrichs- und Hildebrantsage. Ja, die Durchforschung unserer Localsagen und Gebräuche hat den Beweis geliefert, daß es selbst von der so reichen altgermanischen Göttersage kaum irgend einen Zug gibt, der nicht noch heut irgendwo in der Erinnerung lebendig wäre.

Ferner muß das Volk beständig auch Haupterlebnisse seiner weiteren Geschichte und nationale Hoffnungen verschmolzen haben mit den Gestalten, Bildern und Mären seines Sagenschatzes, wie das für das unsrige ebenfalls zutrifft. Ich erinnere beispielsweise an den Baum auf dem Walserfelde, in dem sich die Vorstellung von der Weltesche und deren alte Metamorphose, die vom haustragenden Kinderbaum der Wölsunge, erneuert hat; an die Sage der nun verwirklichten Reichshoffnung vom Kyffhäuser und Barbarossa, der nichts anderes ist als eine Metamorphose des rothbärtigen Donnergottes, der im Berge schläft und wartet, daß ihn Wodan durch seine Raben rufen lasse zur Erneuerung der Götterherrlichkeit; endlich an die uralte Göttersage vom Apfelschützen, welche dem Schweizervolke den mythischen Rahmen darbot, die

Heldengeschichte seiner Freiheitskämpfe zu verbildlichen zur Heldensage vom Tell, dieser Lieblingsgestalt der deutschen Poesie, die in uns allen wieder zu Fleisch und Blut werden und so die Rückverwandlung der Sage in Geschichte antreten sollte; da man mir schwerlich widersprechen wird, wenn ich behaupte, daß vom besten Theil unserer neuesten Geschichte uns nicht Weniges zugereift ist aus der Gedankensaat des Schillerschen Meisterwerkes. Denn wie gern ich auch den Dankspruch Victor Scheffel's unterschreibe:

Ein gutes Blatt Geschichte
Ist besser als tausend Gedichte,

nicht minder wahr ist der meinige:

Daß wahrhaft Großes nur geschieht,
Wo vorgespielt ein großes Lied.

Endlich muß unter diesen Sagen eine seit Urzeiten allbeherrschend in der Mitte stehen und, wenn auch nicht gerade im klaren Bewußtsein, so doch im Herzen des Volkes den verborgenen Einheits- und Ausstrahlungspunkt aller anderen bilden, indem sie, als die reichste und beliebteste, vor Allen dazu gedient hat, ihren Gestalten, als heiligen Erbgefäßen der Poesie, alle höchsten und tiefsten Vor-

stellungen der Nation von Mannesherrlichkeit und Niedertracht, von Frauentugend und Frauenfrevel einzuverleiben und in ihren Begebenheiten das Walten einer göttlichen Ordnung erscheinen zu lassen.

Nur in solchem Volke und nur aus einer sochen Sage kann ein Epos werden. Ja, ich denke so groß von der zeugenden Kraft eines solchen Volkes und so klein vom individuellen Talent und seiner Unentbehrlichkeit, daß ich sage: in solchem Volke muß aus einer solchen Sage unfehlbar ein Epos werden, sobald die Epoche noch zwei andere Bedingungen erfüllt. Denn dann ist allemal auch die Fülle der Talente so groß, daß eines derselben unausbleiblich auf den rechten Weg gedrängt wird, auf dem es leisten lernt, was eintrittsreif geworden ist. Ich meine, beispielsweise, daß die Nibelungensage auch ohne mich kein Jahrzehnt mehr als jetzt gebraucht haben würde, einen Poeten in die Rhapsodenlaufbahn zu drängen, um durch ihn auf diesem einzig möglichen Wege zum Epos zu werden. Denn jene beiden anderen Bedingungen waren eben im Begriffe, sich zu erfüllen.

Zweitens nämlich kann das Epos nur erblühen, wenn die Nation sich befindet in einem Hauptknotenpunkte ihrer

Entfaltung zur führenden Weltmacht. Das Hoffnungslicht, welches die Heldenschatten der Vergangenheit bestrahlen muß, wenn sie wieder zu lebendigen Gestalten werden sollen, kann der Poet nur hernehmen vom Morgenrothe eines neuen Heldenalters, und

Gedeihen verleiht zu dauerndem Leben
Dem Heldengesang nur die Sonne des Sieges.

Drittens aber ist auch die Epoche solchen Machtaufschwunges eines epischen Volkes nur in einem Falle vollkommen und fertig ausgerüstet, um die vom einzelnen Poeten zum Kunstepos zu gestaltende Kernsage zum echten Nationalepos werden zu lassen: wenn sich gleichzeitig mit den staatlichen Siegen auch der Sieg einer neuen und höheren Gestalt der Religion über eine alte unzureichend gewordene im Bewußtsein des Volkes zu vollziehen im Begriffe ist.

Niemals erfinden kann, aber vorfinden und deutlicher als alle Anderen erkennen und voller zusammenfassen muß der Dichter des Epos diese neue Religion; nicht um sie zu predigen, was er gar nicht darf, sondern lediglich um seine Gestalten und deren Thaten mit ihr zu durchleuchten und in den Schicksalen der Helden das

Walten ihres höheren Sittengesetzes zur Anschauung zu bringen.

Durch diese Leistung erst sind die Epen Homer's zur nicht blos künstlerischen, sondern auch nationalen und weltgeschichtlichen Großthat geworden. Die frühere griechische Religion erkennen wir aus den hesiodischen Dichtungen, welche zwar mit den homerischen höchstens gleichzeitig, ihrer letzten Fassung nach wahrscheinlich viel später entstanden sind, aber offenbar beruhen auf der vorhomerischen und zum Theil gewiß priesterlichen Tradition. Diese alte Religion ist in den homerischen Epen gänzlich verwandelt. Bei Hesiod sind die Götter, wenn auch menschlich symbolisirt, noch die schieren Naturgewalten; bei Homer aber sind sie, in den echtesten Stellen der Ilias beginnend, in der Odyssee in schattenloser Vollendung, die Träger der sittlichen Mächte des Menschengemüthes.

Von so unvergänglicher Wirkung ist seine Großthat deßhalb, weil bei ihm diese Verwandlung der alten Religion in vielen Stücken schon angekommen ist bei Vorstellungen, wie sie auch die verklärteste Gestalt des Ewigen aller Religion niemals reiner aussprechen wird.

Und wohl dem Volke, dem seine Religion nicht in

Dogmen von zünftigen Priestern, sondern von solch einem Dichter in Vorbildern geboten wird! Keinen geringen Theil ihrer Herrlichkeit verdankten die Hellenen ihrem Homer. Wären sie nur in einem Hauptstücke weniger weit zurückgeblieben hinter der Größe ihres Poeten! Verführt von der jugendlich genialen Frische und Farbenpracht der echten Theile der Ilias, wußten sie die Odyssee, das im Einzelnen minder bestechende, aber weit vollendetere und edlere Kunstwerk, niemals verdientermaßen zu würdigen. Denn in das höchste Ideal ihres Dichters, in das homerische Musterbild der durch ihre Tüchtigkeit, Gattentreue und weise Mäßigung über alle Anfechtungen triumphirenden Familie, sind sie niemals hineingewachsen. Auch ward es Hauptursache der frühen Zerrüttung und Verderbniß ihres Volkslebens, daß sie, über Kleinasien angesteckt von semitischem Wollustcultus, bald kein Verständniß mehr hatten für die homerische Frauenwürde. Weil sie es versäumten, seine Andromache, Nausika, zumal Penelope, aus Poesie in Fleisch und Blut zu übersetzen, sind sie zu Grunde gegangen an ihren Laïs, Phrynen und Aspasien.

Daß die Erfüllung jener Vorbedingungen des Epos im Zeitalter Homer's wirklich zusammengetroffen, das ist

uns auch in der Zeitenferne noch erkennbar geblieben. Sein Volk war ein eminent episches; denn es hatte die arische Ursage zu reichster Fülle erweitert und genoß sie schon seit geraumer Zeit in den Liedern, welche die Sänger bei Festen und Schmausereien vorzutragen pflegten. Auch hatte sich ein Hauptheil dieser Sage in bereits nationaler Färbung krystallisirt um die Trümmerstätte einer zwei bis drei Jahrhunderte zuvor zerstörten Stadt, nahe der wahrscheinlichen Heimath des Dichters.

Eine Vereinigung griechischer Stämme hatte, oder sollte mindestens dieses damals schon sagenhafte Troja erobert haben. In der Epoche des Dichters aber war auch in Wirklichkeit der Westen der kleinasiatischen Halbinsel von einem solchen Bunde der Stämme des Mutterlandes siegreich erobert und colonisirt worden zu einer Menge blühender Gemeinwesen, in denen sich das Hellenenthum zum ersten Male verheißungsvoll auch nach außen entfaltete.

Daß auch die Erfüllung jener dritten Bedingung, die Verwandlung der Religion, eine Arbeit seines Volkes gewesen, welche er nur zusammenzufassen und zum poetischen Ausdrucke zu bringen hatte, das ist uns freilich nicht mehr

nachweisbar, aber darum nicht minder gewiß. Denn große Poeten mit ihrer Spiegelnatur eignen sich nicht, mit einsam ergrübelter Ueberzeugung der ganzen andersdenkenden Welt den Krieg zu erklären als Religionsstifter, und ebenso unverträglich mit ihren Gaben ist der Bekehrungseifer der Apostel. Nur als die Sammler der Erscheinungen zu treuen Bildern geben sie durch diese Zeugniß, daß sich eine neue Phase vollzogen hatte im Glaube i ihres Volkes.

Die Werkstatt also, in der die Völker werden, ist auch die wahre Werkstatt des Epos.

Es bleibt gar wenig, ja, genau betrachtet, nichts übrig, was vom Zustandekommen des Epos der einzelne Poet sein Verdienst nennen darf. Denn auch die letzte Fertigstellung, die allerdings nicht geschehen kann ohne den einzelnen Künstler, ist nicht sein Verdienst, sondern sein Glück: das unschätzbar hohe Glück, in der Epoche zweier großen Weltbegebenheiten ein Sohn des Volkes zu sein, das dieselben vollbringt und sie, als episches Volk, in großer Vorzeitsage schon deutlich geahnt und sich vorgezeichnet hatte; das Glück endlich, durch die sogenannten Zufälligkeiten seines Lebenslaufes hinein gedrängt, in

Wahrheit durch heilige Führung hinein befohlen zu sein in den Beruf, in welchem er lernen mußte, der Mund zu werden, durch den diese Sage auf's Neue reden will in der Sprache der Zeitgenossen, um die Ahnungen der Vorfahren erfüllt zu zeigen in einer glorreichen Gegenwart.

Dritter Brief.

Ursprung des Epos.

Sie erheben Einspruch, verehrter Freund, gegen meine Andeutungen über das Wesen des Epos. Ich zöge dessen Grenzen so enge, sagen Sie, daß innerhalb derselben nur etwa fünf oder sechs Dichtungen aus der Literatur aller Völker und Zeiten übrig bleiben würden. Sie fragen, ob es mein Ernst sei, das Recht auf den Titel „Epos“ einer Menge von Werken abzusprechen, denen er doch allgemein zugesprochen werde?

Ja, ich befinde mich wirklich in diesem Gegensatze zu einer lange herrschend gewesenen Meinung.

Obgleich man echte Epen besaß und mit zweien, den homerischen, recht vertraut war, hatte man dennoch die

Wissenschaft, was ein Epos sei, so gut wie gänzlich verloren.

Aus dieser Unkunde sind zwei einander widersprechende Irrthümer hervorgegangen.

Der eine war das Dogma, daß das Epos einer unwiederbringlich verschwundenen Epoche angehöre und durchaus unmöglich geworden sei. Es gibt kaum einen zweiten Satz, über den sämmtliche neueren Aesthetiker und Geschichtschreiber der Literatur so zweifellos einstimmig gewesen wären — bis zu seiner thatsächlichen Widerlegung durch meine Nibelunge und ihren Erfolg bei den Deutschen zweier Hemisphären.

Aber auch dieser Irrthum hatte seine Entschuldigung, sogar seine Wahrheit. Zu Grunde lag ihm eine Ahnung davon, daß das Epos nur entstehen könne unter dem Zusammentreffen so großer als seltener Weltbegebenheiten. Auch ist es verzeihlich, daß wenige von jenen Aesthetikern die Nähe dieser Begebenheiten gespürt, keiner von ihnen die für uns schon begonnene Erfüllung jener Bedingungen, deren Eintritt das Epos unausbleiblich macht, erkannt hatte. Wie jedes Dogma der Art, war auch dieses nur der voreilige Schluß aus einer richtigen Erfahrung. Man hielt

das Epos für unmöglich in alle Zukunft, weil es viele Jahrhunderte hindurch wirklich unmöglich gewesen war.

Und dies zu behaupten hatte man ganz recht gegenüber dem zweiten, umgekehrten Irrthum: Dichtungen, wie z. B. Voltaire's „Henriade", Klopstock's „Messias", Pyrker's „Tunisias" und „Rudolfias" und ähnliche, für Epen auszugeben und als solche anzuerkennen. Ohne Einsicht in das Wesen des Epos fühlte man doch, daß diese sogenannten keine rechten Epen seien.

Gleichwohl war auch für diese Dichtungen die gewählte und bewilligte Titulatur nicht durchaus nur rechtlose Anmaßung. Sie befolgten einige dem echten Epos abgesehene Regeln, wenn auch ohne Verständniß ihres Zweckes. Mindestens aber gebührt ihnen unzweifelhaft die zum Unterschiede von der lyrischen und dramatischen Poesie üblich gewordene Gattungsbezeichnung als epische Dichtungen.

Auf der Verkennung des Unterschiedes zwischen epischer Dichtung und Epos beruhen die von Ihnen, lieber Freund, erhobenen, mir nicht unerwarteten Einwendungen.

Goethe's „Hermann und Dorothea", Torquato Tasso's „Befreites Jerusalem", selbst der romantische Novellenkranz,

für welchen Ariost einige Abenteuer des rasenden Roland zum Rahmen verwendet hat, sind unzweifelhaft epische Dichtungen, aber ebenso unzweifelhaft keine Epen. Eine epische Dichtung kann jedem Dichter von Talent gelingen; ein wahres Epos niemals einem Individuum als solchem. Es schaffbar zu machen vermögen nur Culturvölker, indem sie es im Laufe der Jahrhunderte thatenvollbringend erleben.

Auch dieser Satz unterliegt noch einer Beschränkung. Nur innerhalb einer Völkerfamilie begegnen wir der echten epischen Zeugungskraft. Und wiederum nicht alle Völker dieser Familie, sondern nur vier derselben kennen wir im Besitze wahrer Epen: die Indier, die Perser, die Griechen und die Germanen.

Die Römer haben keinen Anspruch, ihnen als fünftes zugezählt zu werden. Der „Aeneïs" fehlt es nicht an großen Schönheiten. In der Feinheit des musikalischen Ohres namentlich ist Vergilius noch selten erreicht worden. Der bestechende Wohllaut, den seine Verse namentlich durch meisterhafte Vocalisation erzielen, vergütet einigermaßen die nur allzuoft widersinnige Wortstellung. Auch sieht die Gestalt seines Werkes im Großen derjenigen des

Epos täuschend ähnlich. Aber der Dichter hat in ihr die Odyssee rein äußerlich nachgeformt und nicht die geringste Ahnung gehabt von der Bestimmung des Epos für die Rhapsodie, von den technischen Mitteln sie zu erfüllen, von der Bedingtheit des Aufbaus durch ein inneres Kunstgesetz. Ferner genügt zwar die „Aeneïs“ insofern einer Hauptforderung des Epos, als ihr eine national bedeutsame Sage zu Grunde liegt; überall aber merkt man es, daß diese Sage keine Vorbearbeitung in der Volkspoesie, das heißt in populär gewordenen, durch mündliche Ueberlieferung mehr und mehr volksmäßig gemodelten älteren Liedern durchgemacht hatte. Deutlicher noch verräth es der akademisch gekünstelte Text, daß ihm keine schlichtende, stilklärende, das Verständniß von einmaligem Hören sichernde Mitarbeit lauschender Zeitgenossen zu gute gekommen ist.

Ein Beispiel höchst mißlungener Nachahmung dieser vergilischen Nachahmung des Epos, wenn auch in Einzelnem von poetischem Werthe und namentlich ausgezeichnet durch farbenglühende Schilderungen der Tropennatur, sind die Lusiaden des Camoëns mit ihrer barocken Ver-

mischung der olympischen Götterwelt und des Christenhimmels.

Einen Ansatz zum Epos besitzen die nichtarischen Finnen. Ihr Kalewala ist aufgebaut aus echter, mündlich überlieferter Volkspoesie in methodisch breiter Darstellung, aber von oft hinreißender Schönheit. Den Inhalt bildet die schon halb aufgelöste Göttersage, vorgetragen in Runen, das ist Naturmythen in Räthselform. Fast dasselbe gilt vom Kalewipoëg der ihnen verwandten Esthen. Die bisher bekannt gewordenen Stücke dieser Dichtung in sehr wohllautenden Stabreimversen legen ein überraschend vortheilhaftes Zeugniß ab für die consonantische Kraft, welche die esthnische Sprache mit fast italienischer Weichheit und Fülle der Vocale verbindet. In der Umbildung der Natur- und Göttermythe zu Abenteuern der menschlichen Hauptfigur zeigt sie sogar einigen Fortschritt gegen Kalewala. Erreicht aber sind die Eigenschaften des Epos erst dann, wenn auf dem Hintergrunde solcher Göttersage ein geschlossenes Drama der Heldensage die Schicksale und die Weltanschauung eines Culturvolkes spiegelt.

Nach dieser hoffentlich ausreichenden Verständigung

über Ihre Einwürfe lassen Sie uns nun den Ursprung des Epos in's Auge fassen.

Auch für die Geschichte ist ein Fernrohr gewonnen worden, welches ihr einige zuverlässige Wahrnehmungen erlaubt in einer Zeitenferne, weit jenseits der frühesten Ueberlieferungen durch Denkmale, Sagen und Schriften. Dies Fernrohr ist die vergleichende Sprachkunde. Sie kann uns Völker zeigen, von deren einstigem Dasein wir ohne sie nichts wissen würden.

Gesetzt, alle historischen Zeugnisse, daß es einst ein römisches Volk gegeben, wären verloren gegangen: die Vergleichung des Spanischen, Italienischen, Französischen, Ladinischen und Rumänischen würde es nicht nur unzweifelhaft machen, daß diese Sprachen auseinandergehend verwandelte Dialekte einer und derselben früheren Sprache sind, sondern auch erlauben, diese gemeinsame Sprachmutter theilweise herzustellen und aus ihr sogar die Hauptthaten und Leistungen des römischen Volkes, seine weltgeschichtliche Stellung, seine Bildungsstufe zu erkennen.

Für ein der geschichtlichen Wahrnehmung wirklich schon entrückt gewesenes Volk hat eben dies die vergleichende Sprachkunde in der That geleistet. Aus der Vergleichung

sämmtlicher indogermanischer Sprachen — wie dieselben vor Vollendung dieser Leistung genannt wurden — ist die einstige Existenz eines Stammvolkes aller Indogermanen, der Arier, erkannt und nachgewiesen worden, daß dieselben Götter verehrten, der Viehzucht, des Ackerbaues, vieler Gewerbe, der Baukunst, der Schifffahrt kundig, kurz, im Besitze fester Niederlassungen und einer schon hohen Cultur gewesen sind.

Wenn nämlich in allen Sprachen arischen Stammes die Wortgruppen für Himmel, Gott und Götter, die sogenannten vier Elemente, die auffallendsten Gebilde und Erscheinungen der Natur, für Haus und Theile des Hauses, die meisten gezähmten und einige der wilden Thiere, für Ackergeräthe, Werkzeuge, Schiff, Ruder &c. vielfach dieselben Wurzeln wiederkehrend zeigen: so ist es undenkbar, daß die Zweigvölker alle diese Worte für die gleichen Dinge erst nach ihrer Trennung und dennoch gleichlautend sollten gebildet haben; so ist damit vielmehr bewiesen, daß diese Wesen und Dinge mit den zugehörigen Thätigkeiten schon jenem Stammvolke bekannt und von ihm so genannt waren.

Alle Cultur aber beruht auf einem langsam aufge-

sammelten Erbvermögen von Erinnerungen, Fertigkeiten, Kenntnissen und Künsten, und kann nur erhalten werden durch eine Aufbewahrung, welche diesen Schatz des Wissenswerthen sicherstellt vor dem Untergange durch den Tod seiner zeitweiligen Inhaber.

So lange die Schrift noch nicht erfunden, so lange man auf mündliche Ueberlieferung beschränkt war, mußte allein das Gedächtniß dies Bewahramt versehen.

Für die unmittelbar lebensnothwendigen Fertigkeiten, Handwerke und Berufsarten entwickelte die Natur der Dinge Stände von so zahlreicher Besetzung, daß ihre Ueberlieferung durch fortdauernden praktischen Unterricht des zahlreichen Nachwuchses keine besondere Gedächtnißkunst erforderte; obwohl es noch jetzt kaum ein Gewerbe gibt, welches nicht diese zu anderem Zweck ausgebildete Kunst ebenfalls benutzt hätte, um durch ihre Mittel wichtige Regeln und Geheimnisse des Berufs in festen Sprüchen zu überliefern.

Aber zu jenem Erbschatz gehörten auch Kenntnisse, zu deren Erwerbung und Bewahrung keine Lebensnothdurft die Menge hinzwang und von deren Erhaltung man gleichwohl das Gedeihen und die Fortdauer des Volkes ab=

hängig wußte oder glaubte. Man hatte auch eine Religion mit verwickelten Gebräuchen und Festordnungen, mit zahlreichen Gebeten, deren Wirksamkeit bedingt galt durch die genaue Richtigkeit ihres Wortlauts, mit heiligen Geschichten von den Thaten der Götter und der Vorfahren, deren Vortrag bei Opfern und Festen einen Theil des Cultus ausmachte; man hatte Regeln der Sitte und ein geltendes Recht in fest formulirten Gesetzen. Ein wissenswerthes Erbgut von so großem Umfang war im Gedächtniß nur zu bewahren, zunächst durch eine Theilung der Arbeit des Behaltens. Es war für künftige Geschlechter nur zu sichern durch eine große Zahl von Inhabern und ihre gleichmäßige Ergänzung aus der Jugend. So erwuchs für diesen nicht unmittelbar praktischen, aber heiligen Theil der Arbeit ein hoch angesehener, meist erblicher Stand.

Wie dann die gewerbliche Uebung dieses Standes zur Entdeckung künstlicher Unterstützungsmittel des Gedächtnisses geführt hat und wie auf diese Weise die poetische Form der Rede, der Vers, als Gedächtnißmittel die Vertreterin der noch fehlenden Schrift geworden ist, das will ich hier nicht wiederholen. Denn Sie finden es, in den

Hauptzügen wenigstens, schon angedeutet in meiner Schrift: „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim“.

Schon bei jenen Ariern muß es einen solchen Stand gegeben haben, dessen Beruf es war, alles Wissenswerthe der Religion, Sitten und Gesetze, der Geschichte, der Heil- und Arzneikunde in poetischer Form im Gedächtniß bereit zu haben, um es in Anwendung zu bringen zur Anrufung der Götter bei den Opfern, zum Vortrag von Hymnen und Erzählungen, zu Rechtsentscheidungen, Rath, Hülfe und Leitung bei jeder Thätigkeit. Denn eben einen solchen streng erblichen Stand auf hoher Stufe der Ausbildung finden wir im Beginn der historischen Zeit bei einem früh von den Ariern abgezweigten Tochtervolke, den Sanskrit-Indiern. Ein Theil jener Wissenswürdigkeiten in poetischer Form, die ursprünglich nur im Gedächtniß aufbewahrt und mit eifersüchtiger Ausschließlichkeit nur in gewissen Familien gelehrt und vererbt wurden, hat das Zeitalter der Schreibkunst erreicht und ist uns erhalten geblieben in den Liedern der Veda. Sie vorzüglich sicherten den Familien, welche sie erblich besaßen, einen Jahrhunderte hindurch wachsenden Einfluß und wurden der Keim, aus

dem sich später die Macht der brahmanischen Hierarchie entfaltete.

Jener Gesammtschatz geistigen Eigenthums, der durch die poetische Form im Gedächtniß befestigt war und durch einen Stand von Sänger-Priestern verwaltet wurde, ist das Epos im weitesten Sinne des Worts, so genannt, weil die Griechen ihre Literatur eintheilten in ἐπεα und γραμματα, das heißt Werke, die ursprünglich nur als gesprochene Worte vorhanden waren, und solche, die sogleich niedergeschrieben wurden; also in Sagen und Schriften.

Frühzeitig und schon bei den Ariern scheinen sich von den eigentlichen Priestern dieses Standes die Inhaber der an die Göttersage anknüpfenden Heldenlieder als eigener Sängerstand abgezweigt zu haben, jedoch ohne daß deshalb ihre Vorträge aufgehört hätten, für einen Theil des Cultus zu gelten. Wir finden ja noch bei den griechischen Aöden und Rhapsoden einen Rest priesterlichen Standesgefühls, ein Bewußtsein, ein heiliges Amt zu bekleiden und es auszuüben unter unmittelbarer Eingebung der Gottheit, und das zu einer Zeit, wo sie längst aufgehört hatten ihre Vorträge zu beschränken auf die feierlichen Cultusgelegenheiten. Wobei wir denn freilich nicht vergessen

dürfen, daß jedes Festmahl, ja jede tägliche Mahlzeit mit einem Opfer verbunden und als heilige Handlung betrachtet wurde.

Die Gesammtheit dieser Lieder der Götter- und Heldensage im erblichen Besitze gewisser Sängergeschlechter ist das Epos im engeren Sinne. Es hatte zunächst keine andere Einheit, als die, von den Schicksalen des einen Volkes eine Art Liederchronik zu sein.

Diese Stufe des Epos, auf welcher es zur Einheit durch künstlerische Anordnung noch nicht gediehen ist, aber doch schon als ein zusammenhängender Besitz seines Inhalts in der Erinnerung des Volkes vorausgesetzt wird, ist für die Griechen die vorhomerische. Wir erkennen sie sehr deutlich noch aus der Odyssee selbst. Es werden in ihr eine Menge Nebensagen berührt, die mit der Sage vom Troerkriege nichts zu schaffen haben. Das geschieht aber in der Regel so kurz und knapp, daß wir ohne die wissenschaftlichen Hülfsmittel der Mythologie den Zusammenhang oft gar nicht verstehen würden und ihn in einzelnen Fällen wirklich nicht mehr mit Sicherheit herzustellen vermögen. Es geht daraus hervor, daß der Dich-

ter der vollen Vertrautheit seiner Zuhörer mit dem Gesammtschatze unzweifelhaft sicher sein durfte. Vollends deutlich aber zeigt es sich in den Stellen, in welchen die Odyssee Sänger der Vorzeit, wie Phemios und Demodokos, vortragend auf die Scene führt.

So heißt es (nach meiner Uebersetzung) von Demodokos (VIII, 72): Als man gegessen und getrunken, da

Trieb die Muse den Sänger, vom Ruhme der Helden zu singen
Aus dem himmelhoch zur Zeit gefeierten Liede,
Jenem Streit des Odyß mit Achill, dem Sohne des Peleus,
Wie sie beim köstlichen Mahle der Götter mit heftigen Worten
Einst sich bekämpft, Agamemnon indeß, der Männergebieter,
Heimliche Freude beim Zank der besten der Helden empfunden,
Weil's ihm Phöbos Apoll im gottbegnadeten Pytho,
Als er fragend daselbst überschritten die steinerne Schwelle,
So prophezeit; denn schon rollte heran der Anfang des Unheils,
Das der gewaltige Zeus den Troern und Danaern zuwog.

Von diesem Liede wissen w i r eben nur aus dieser Anführung; aber sie bezeugt doch auf das Bestimmteste, daß es allverbreitet gewesen ist.

Nicht minder deutlich vorausgesetzt sehen wir das Vorhandensein einer zusammenhängenden Sagengeschichte in Liedern und verbreitete Kenntniß derselben, wenn Odysseus, nachdem Demodokos inzwischen ein anderes, den Helden

nicht durch persönliche Erinnerung zu Thränen bewegendes Lied, das lustige von der Züchtigung des Ares und der Aphrodite durch den lahmen Hephästos, vorgetragen, ihn folgendermaßen auffordert, jenes erste fortzusetzen:

Loben, Demodokos, muß ich Dich vor den Sterblichen allen.
Dich hat entweder die Muse, die Tochter des Zeus, unterwiesen,
Oder Apoll; so genau besingst du das Loos der Achäer,
Was sie gelitten, gethan, wie viel und wie schwer sie gerungen,
Gleich als hättest du selbst es erlebt und von Zeugen vernommen.
Das Lied setze nun fort und singe des hölzernen Rosses
Zimmrung, welches Epeios mit Hülfe Athenens verfertigt,
Dann empor in die Burg durch List Odysseus befördert,
Als es die Helden barg, die Ilios endlich zerstörten.
Kannst Du mir jetzt auch das in richtiger Ordnung erzählen,
Dann werd' ich es hinfort vor allen Menschen bezeugen,
Daß dir ein gnädiger Gott im Gesang Offenbarungen eingibt.

Eifrig gehorchte dem Ruf der Muse der Sänger und knüpfte
Dort wieder an den Gesang, wo die Griechen, nachdem sie die Zelte
Niedergebrannt, an Bord ihrer Schiffe von dannen gesegelt.

Besonders der Ausdruck „dort wieder anknüpfend" beweist, daß eine solche Sammlung von Liedern als vorhanden und allbekannt bezeichnet werden soll.

Vom Volke selbst ist die Sichtung dieses Haufenwerkes epischer Bausteine ausgegangen. Es bevorzugte denjenigen

Sagenkreis, welcher sich um eines seiner zu oberster Wichtigkeit gelangten Erlebnisse gruppirte. Es mußte so die Sänger veranlassen, möglichst ihren ganzen Liederbesitz in Beziehung und Verbindung zu setzen zu diesem beliebtesten Thema, hingegen sich des Vortrages derjenigen Stücke, die es nicht erlaubten, allmälig zu entwöhnen. In diesem Sinne ist also auch die Vorbildung des Epos zu der Einheit, ohne welche dasselbe seine letzte und höchste, die Kunstgestalt, nicht erreichen kann, eine Leistung des Volkes.

Für alles dies finden wir an einer anderen Stelle der Odyssee die Belege, und schließlich sogar ein unumwundenes Bekenntniß des Dichters, was ihn selbst bewogen, die Troerstadt, den Kampf um dieselbe und die Heimfahrt der Sieger zum Mittelpunkte seiner Epen zu wählen.

Als Phemios den Freiern vorsingt „von der traurigen Heimkehr aus dem Troerlande, welche Pallas Athene über die Achäer verhängte", ruft ihm Penelope (Odyssee I, 337 u. f.) weinend zu:

Manches ergötzliche Lied von den Werken der Menschen und Götter,
Welche der Sänger preist, o Phemios, kannst Du ja singen.
Trag' ihnen denn von denen eins vor und mögen sie schweigend
Trinken den Wein. Doch höre mir auf mit dem traurigen Liede,
Weil es das Herz mir zerreißt.

Mit den Liedern von den „Werken der Menschen und Götter" sind offenbar vorhomerische, jenen uns erhaltenen hesiodischen ähnliche, gemeint. Ihre Verdrängung durch die neueren, einem veränderten Geschmack mehr zusagenden des homerischen Zeitalters und durch die homerischen selbst wird alsbald angedeutet. Denn Telemach erwidert seiner Mutter:

Tadle den Phemios nicht, daß er singt von der Danaer Unheil,
Weil als vorzüglichstes Lied stets das bei den Leuten in Ruf steht,
Welches dem Hörer erzählt, was aus jüngster Zeit ihm vertraut ist.

Ganz auf derselben Stufe der im Bewußtsein der Hörer schon vorhandenen, aber noch von keiner ordnenden Kunst vollzogenen Einheit und Gruppirung um eine Hauptsage, die in jedem Liede als allbekannt vorausgesetzt wird, werden wir später auch die echten Reste des altgermanischen Epos vorfinden.

Mitschaffend auch am Zustandekommen der letzten Gestalt des Epos, nachdem es dessen Stoff ererbt, erlebt und erthatet, ist das Volk nur als von Sängern empfangend, annehmend und ablehnend, dadurch Sichtung und Auswahl gebietend, auch wohl als modelnd in märchen-

artigem Nacherzählen. Nur in diesem Sinne ist das Epos Volkspoesie — wie es denn überhaupt keine andere Volkspoesie jemals gegeben hat. Die lange geläufig gewesenen nebelhaften Vorstellungen von dieser sind durchaus nur mystischer Widersinn. Ein Volk als solches hat niemals gedichtet, immer nur Einzelne. Was auch der Menge dauernd gefällt und sich deshalb ganz oder stückweise ihrem Gedächtniß einprägt, das wird dadurch zum Volkslied gestämpelt. Alles was man sonst Volkspoesie zu nennen pflegt, ist niemals etwas anderes gewesen, als entweder unvollkommener Anlauf zur Kunstpoesie oder heruntergekommene, durch Vergessen, durch Hinzuflicken von Stümperhand, durch Effecthascherei der Bänkelsänger vor geschmacklosem und gruselsüchtigem Pöbel verhunzte Kunstpoesie. So verhält sich beispielsweise die angebliche Volkspoesie unseres Mittelalters zu den wenigen echten Resten der Kunstpoesie verwandten Stoffes aus unserem Heidenthum wie etwa zu einem aus Blumen und Aehren geflochtenen Erntekranz das Stroh eines Misthaufens.

Ein mit Recht hochangesehener Literarhistoriker hat sich gleichwohl die Mühe gegeben, mit bedeutendem Aufwande von Gründen den so unschweren als überflüssigen

Beweis zu führen, daß meine Nibelunge ein Kunstepos seien. Was will er damit widerlegen? Machen sie etwa Anspruch, in jenem mystischen Sinne ein Volksepos zu sein? Wo gibt es ein solches? Sind Mahabarata und Ramajana, nach Abzug des später hinzugefälschten ascetischen Brahmanenschwulstes, sind die Ilias, nach Abzug der wieder hineingestopften vorhomerischen und hinzugeflickten späteren Stücke, die Odyssee fast ganz, und Firdusi's Schahnameh etwa keine Kunstepen? Nur gänzliche Unkunde könnte das behaupten. Ihre Volksthümlichkeit muß die letzte, auch nur zum Theil individuelle Poetenarbeit natürlich erst bewähren, und das kann für das Epos auf keinem andern Wege geschehen als dem, auf welchem es in meinem Falle geschehen ist. Aber nicht ohne die ganze große Geschichte der Germanen und ihre Götter- und Heldensage, ja zugleich die Großthaten des deutschen Stammes bis auf den heutigen Tag wie nicht vorhanden zu betrachten, könnte Jemand leugnen, daß gleichermaßen wie die genannten fünf bisher vorhandenen Epen auch meine Nibelunge die Frucht sind vieltausendjähriger Volksarbeit. Nicht als gegen eine Schmälerung meines Verdienstes müßte ich dagegen Einspruch erheben, sondern umgekehrt

als gegen eine Ueberlastung mit einer wahren Atlasbürde unverdienter Ehre.

Von der letzten Arbeit, welche das Epos von jener Stufe der vorgebildeten Einheit im Bewußtsein des Volkes zum Kunstepos vollendet, hat schon mein voriger Brief einiges berührt und namentlich gezeigt, daß auch sie keineswegs nur Einzelarbeit sein darf, und wir werden noch mehrmals Veranlassung finden, näher darauf einzugehen.

Schon im nächsten Briefe aber will ich ausführen, was in diesem nur vorbereitend angedeutet wurde: daß der Stoff, der diese Gestaltungen durchzumachen hat um Epos zu werden, nur ein einziger, uralter ist und schon von unserem Ahnenvolke, den Ariern, vorgebildet wurde; daß es mehr ist als ein spitzfindiger Einfall, wenn ich schon oft auf die Frage: welches Alter man wohl der Nibelungensage zuschreiben dürfe? geantwortet habe: sie sei bei weitem älter als die gesonderte Existenz des deutschen Volkes, ja der Germanen überhaupt.

Vierter Brief.

Der Stoff des Epos.

Die Househelden des indischen, iranischen, griechischen und germanischen Epos, Karna, Rustem und Isfendiar, Achilles und unser Sigfrid, treffen darin überein, daß sie von den Göttern herstammen, übermenschliche Stärke, göttliche Waffen besitzen und unverwundbar sind mit Ausnahme einer Stelle ihres Körpers.

Im letzteren Punkte freilich scheint Firdusi's Rustem eine Ausnahme zu machen, da von ihm die Eigenschaft solcher Unverwundbarkeit im Schahnameh nirgend ausdrücklich erwähnt wird.

Indeß dasselbe gilt vom homerischen Achilles. Nur aus anderweiten späteren Mittheilungen kennen wir die vorhomerische Sage von der Eintauchung in die Styx

und der dadurch über den ganzen Körper mit Ausnahme des Fersenknöchels erlangten Unverletzlichkeit. Eine Hauptaufgabe des Poeten ist es, für seinen Helden Furcht und Hoffnung, Mitleid und Bewunderung zu wecken. Ein unversehrbarer Mann ist dazu nicht zu gebrauchen; denn wo die Gefahr fortfällt, kann auch von Muth und Tapferkeit nicht die Rede sein. Derselbe Grund also, der nach dem Beispiele der Ilias auch für die Kunstgestalt der Sigfridsage geboten hat, die angeborene Undurchdringlichkeit des Körpers fallen zu lassen, wird unzweifelhaft auch Firdusi bestimmt haben, in diesem Punkte von der iranischen Sage abzuweichen. Uebrigens kann auch sein Rustem nur durch eine mit Speeren gefüllte Grube getödtet werden; auch besitzt er ein Aequivalent der gefeiten Haut in der Ueberkraft, welche er für gewöhnlich ruhen läßt, da er sonst Felsen wie dünnes Eis durchtreten würde, aber unter besonderen Umständen augenblicklich anlegen kann, wie der altgermanische Gott des Ackerbaues und Gewitters, Thôrr oder Donar, seinen Megingiardr, den Stärkegürtel.

Der indische, iranische, griechische und germanische Hauptheld steht ferner in allen vier Epen in der Dienstbar-

keit eines Fürsten von geringeren Eigenschaften. Diesem erwirbt er durch schwere Leistungen oder unter Lebensgefahr eine Geliebte oder verliert an ihn die eigene, und hieraus entspringt verderbliche Entzweiung. In allen vier Epenkreisen schürzt sich auf diese Weise der Schicksalsknoten, mit tiefster Tragik im germanischen, wo der Held eine wirklich todeswürdige Schuld auf sich ladet, indem er seine erste Verlobte für den Preis einer anderen Braut dem König betrüglich erkämpft.

Noch viel auffälliger zeigt sich die Uebereinstimmung, wenn wir die Heldengestalten je zweier dieser Völker vergleichen, z. B. den indischen Karna und den germanischen Sigfrid, wie das theilweise schon H. Leo und A. Holtzmann ausgeführt haben.

Karna's Mutter setzt das neugeborene Kind in einem wohlverschlossenen Kästchen in's Wasser. Die Wellen tragen es in ein fernes Land, wo es gefunden und erzogen wird. Gerade so kommt, nach einem uralten Zuge, den uns die sogenannte Wilkinasage aufbewahrt hat, der neugeborene Sigfrid in glasbedeckter Kiste den Rhein herabgeschwommen. Gerade so ergeht es in einem noch jetzt im Volksmunde lebendigen Miniatur-Nachbilde der Sig-

fridsage, dem bekannten, auch in der Grimm'schen Sammlung mitgetheilten Märchen, dem Kinde mit der Glückshaut (eine Metamorphose der Tarnkappe), das in solchem Kasten einen Mühlbach hinuntertreibt, vom Müller am Wehr aufgefangen und erzogen wird und dann erwachsen, um eine Königstochter zur Frau zu gewinnen, drei Haare vom Teufel aus der Hölle holen muß; ein Zug, in welchem die Kämpfe zur Gewinnung der Brunhild oder Krimhild anklingen. Karna wie Sigfrid sind also beide zunächst Fündlinge. Aber der indische Dichter weiß, daß Karna's Vater kein geringerer ist, als der Sonnengott. Sigfrid's Vater heißt nach der Edda und dem Nibelungenliede Sigmund. Um wahrscheinlich zu machen, daß auch dieser Name ursprünglich den Sonnengott bedeutet habe, erinnert Holtzmann an einen Gott der Sequaner, Namens Segemon. Allein es bedarf gar nicht dieses weithergeholten Beweisversuches. In dem Eddaliede Skirnisför, das ist die Fahrt Skirnir's, welches wie ein Mittelglied den Uebergang von der Götter- zur Heldensage bezeichnet und schon die Grundzüge der letzteren enthält, besteht Skirnir als Busenfreund und zweites Ich des Sonnengottes Freyr eben die Abenteuer, welche nachher dem Sig-

frid zugeschrieben werden. Dieser selbst hat ursprünglich die Bedeutung eines die nordische Erde vom Winterschlafe erweckenden Frühlingsgottes. Aus der zur Jungfrau personificirten frostgelähmten Vegetationskraft der Erde, welche dieser Frühlingsgott mit dem Schwerte seines Vaters, dem Sonnenstrahl, freisprengt vom umkrustenden Eise, ist dann die in Zauberschlaf versenkte Heldenjungfrau Brunhild geworden, welche Sigfrid erweckt und durch Berührung mit dem Schwerte Balmung aus angeschmiedetem Panzer herausschält.

Auf die Abstammung vom Sonnengotte deuten auch Sigfrid's Augen, die so leuchtend sind, daß ihren Glanz Niemand ertragen kann, und welche dann seine Tochter Schwanhild von ihm ererbt; denn diese vermag durch ihren Blick sogar Pferde scheu zu machen. Von einer Hornhaut Sigfrid's wird zwar in den uns erhaltenen ältesten Sagenresten nichts erwähnt. Aber schon beim Frühlingsgotte Balder ist die Lichtnatur verbunden mit Unverletzlichkeit unter einer Ausnahme; denn nur durch einen Pfeil vom Zweige der Mistel kann er getödtet werden. Der Volksgesang suchte dann diese Eigenschaft zu erklären durch das hörnende Drachenblut, ihre Ausnahme

durch das Lindenblatt, das ihm dabei „zwischen die Herten“ gefallen sei. Indeß kann auch die Hornhaut trotz ihrer späten Erwähnung immerhin uralt sein. Denn ganz entsprechend ist Karna mit einem „Krebs“, einem natürlichen Panzer, zur Welt gekommen. — Wie Sigfrid für Gunther, so erwirbt Karna für den König Durjozana eine Gemahlin und besteht für ihn die Gefahren der Brautwerbung, wie Sigfrid die Kämpfe mit Brunhild. Wie Sigfrid den Drachen Fafner, so erlegt Karna den Dscharasanz, ein übermenschliches Wesen, den Schrecken Indiens, und erbeutet von ihm, wie Sigfrid den Hort der Nibelunge und den Helm Hildegrim, große Schätze und den Streitwagen des Himmels- und Donnergottes I n d r a. Beide endlich fallen durch einen hinterlistigen Schuß, der sie vom Rücken her durchbohrt.

Noch viele andere gemeinsame Züge der Sage haben sich erhalten, sind aber von der Person des Haupthelden auf andere übertragen worden.

So ist der Drachenkampf zwar dem Karna, Rustem und Sigfrid gemeinschaftlich, in der griechischen Sage aber nicht auf Achill, sondern auf mehrere andere Gestalten übertragen worden. So zunächst auf den Sonnen-

gott selbst, auf Apollo, den Erleger des pythischen Drachen. Dem entspricht es in der germanischen Mythe, daß in jenem Eddaliede von der Fahrt Skirnir's der Sonnengott Freyr als der Tödter eines Sturmriesen Namens Beli bezeichnet wird. Auch dem Hermeias ferner wird die Besiegung eines drachenartigen Ungethüms, des hundertäugigen Argos, zugeschrieben. Von den drachentödtenden griechischen Helden ist besonders Perseus merkwürdig durch seine auffällige Uebereinstimmung mit Sigfrid. Er ist ein Sohn des Himmelsgottes Zeus. Wie Sigfrid in den Rhein wird er als neugebornes Kind in einem Kasten ins Meer geworfen und vom Fischer Diktys im Netze an's Land gezogen. Wie Sigfrid vom Schmidt Mime oder Regin, einem Zwerge zu dem sich offenbar eine frühere Göttergestalt vermenschlicht hat, das Schwert Gram oder Balmung, so erhält Perseus vom Schmiedegott Hephästos das Schwert Harpe. Wie Sigfrid die unsichtbar machende Tarnkappe, so besitzt Perseus den unsichtbar machenden Hadeshelm. Wie Sigfrid den Lintwurm erlegt und aus dessen Gewalt die geliebte Königstochter befreit (nach einem freilich erst mittelalterlichen, aber zweifellos aus alter Tradition schöpfen-

den Liede), so überwindet Perseus ein drachenartiges Meerungeheuer, und auch er rettet dadurch eine gefesselte Königstochter.

Ja, man hat von dem Namen dieser Königstochter, Andromeda, die Nachbildung finden wollen in dem Namen, welchen die Geliebte Sigfrid's in der nordischen Sage führt. Diese nämlich nennt sie nicht Krimhild, wie die spätere deutsche, sondern Gudrun. Gudr ist Krieger, Held, Mann, runa Geheimniß, Räthsel, aber auch Rath, Sinn, Verstand. Wäre diese Deutung richtig und nicht vielmehr Gud — runa zu lesen und „gute Ratherin“ zu erklären (obwohl auch in diesem Fall noch bemerkenswerthe Verwandtschaft übrig bliebe), dann wäre allerdings Gudrun dieselbe Bildung wie Andromeda aus ἀνηρ und μηδος.

Ein dritter griechischer Drachentödter ist Jason, der Held der großen Argonautensage. Die Stelle der Odyssee, in welcher sie als „die allbesungene“ bezeichnet wird, ist zwar nachweisbar unecht, aber wahrscheinlich aus einem der Odyssee nahezu gleich alten Liede eingeschaltet. Unverkennbar ist diese Sage wirklich eine der am meisten verbreiteten, ja, so lange die Haupt- und Nationalsage

des Volkes gewesen, als noch die Eröffnung und Ausbeutung der fernen Länder im Osten des schwarzen Meeres als die folgenreichste Großthat bewundert wurde. Erst als diese in Schatten gestellt wurde durch die Erwerbung des westlichen Kleinasiens, die man als begonnen betrachtete mit der Eroberung Trojas, wurde sie von diesem ersten Platze verdrängt durch den troischen Sagenkreis. Es ist sehr merkwürdig, daß ihr gemeinsam vererbter Kern bestimmt war, sich zu unserer herrschenden Nationalsage zu entfalten. Denn mit der Argonautensage ist die Nibelungensage — worauf ich in meinen Vorträgen zuerst aufmerksam gemacht habe — nicht nur verwandt, sondern in den Grundzügen identisch.

Noch in unserem Nibelungenliede hat sich eine Spur davon erhalten, daß dem Helden Sigfrid ein schnelles Wunderschiff zu Gebote steht. In seiner Tarnkappe, erzählt die achte Aventiure, besteigt er das Schiffel:

Man wânde daz ez fuorte ein sunderstarker wint,
Den vergen sach doch niemen.

In Zeit nur eines Tages und einer Nacht gelangt er so in's geheimnißvolle Nibelungenland. — Ich erinnere ferner daran, daß in einem Eddaliede Brunhild, unter

dem Namen Sigurdrifa, den Helden Sigfrid, ihren Verlobten, am Anfang seiner Laufbahn in Sieg-Runen, Schwert-Runen und allerlei Zauberkünsten unterrichtet. Dann erlegt er den Drachen und gewinnt den von ihm bewachten Goldhort der Nibelunge, wird aber seiner ersten Verlobten treulos zu Gunsten der Königstochter Krimhild oder Gudrun, und fällt durch die Rache Brunhildens.

Gerade so gelangt Jason auf dem Wunderschiff Argo, das ist die schnelle, nach Aia, was eben nur ein unbestimmt gelassenes ferngelegenes Land bedeutet, nach Kolchis, wie es später bezeichnet wurde, wird dort von der Jungfrau Medea in Zauberkünsten unterrichtet, vermählt sich mit ihr, erlegt einen Drachen, erobert das von ihm bewachte goldene Vließ, wird der ersten Geliebten treulos zu Gunsten der korinthischen Königstochter Kreusa und geht unter durch die furchtbare Rache Medea's. Auch den Kindermord der Letzteren finden wir in der Nibelungensage wieder, aber freilich nicht auf Brunhild, sondern auf Krimhild übertragen, die nach den Atleliedern der Edda ihrem zweiten Gemahl Etzel, zur Rache ihrer Brüder, ihre und seine leibliche Brut als Speise vorsetzt, wie es in der Tantalidensage Atreus seinem Bruder Thyestes an-

thut. Ja, ich treibe nicht etwa nur ein spitzfindiges Spiel mit Wortähnlichkeiten, wenn ich behaupte, daß Nibelunge schon in der Argonautensage auch genannt werden. Denn Nibelunge, das ist Söhne der personificirten Finsterniß, bedeutet ursprünglich Kinder des Nebels. Phrixos aber und Helle, mit deren Flucht durch die Lüfte nach dem fernen Aia, bewerkstelligt auf dem Rücken des goldvließigen Widders, die Argonautensage anhebt, sind Kinder des Athamas, eines Sohnes des Windgottes Aeolos, von seiner göttlichen Gemahlin Nephele, und dieses Wort, mit unserem „Nebel" identisch, bedeutet die Wolke. Nicht hier ist der Ort, zu zeigen, welche Naturanschauung in der Nibelungen- und Argonautensage zur Mär vermenschlicht wurde. Nur daran sei erinnert, daß sowohl die Tarnkappe als das geheimnißvolle Fahrzeug, in welchem Sigfrid unsichtbar in's Nibelungenland fährt, ursprünglich nichts anderes bedeuten als die Nebelumhüllung, in welcher die warme Frühlingsluft im kälteren Norden anlangt; denn beide Besitzthümer sind bei der Vermenschlichung der Göttersage auf den Helden übergegangen als Aenderbildungen des schnellen Wunderschiffes Skidbladnir, welches dem Sonnengott Freyr zur Verfügung steht und

welches dieser bis zur Unsichtbarkeit zusammenfalten kann, der Wolke, der „Seglerin der Lüfte".

Eine historisch noch nicht meßbare Zeit, sicherlich aber beträchtlich mehr als ein Jahrtausend, muß verflossen sein zwischen der Trennung der Vorfahren der Indier, Iranier, Griechen und Germanen vom arischen Urstamm und der jedem dieser Völker eigenthümlichen Ausbildung ihrer uns erhaltenen epischen Ueberlieferung. Ueber ein Drittel des Erdumfanges und die allerverschiedensten Länder durchziehend und besidelnd, hatten ihre Nachkommen die verschiedensten Schicksale erfahren, und alles das hatte verändernd einwirken müssen auf ihre Sage. So erscheinen denn diese Uebereinstimmungen, die ich noch um eine Menge von Zügen vermehren könnte, in der That fast größer, als wir sie erwarten sollten, und sicherlich auffallend genug, um darauf hin zu behaupten, daß, wie die Sprachen der Indogermanen nur Dialecte einer Stammsprache sind, und wie ihre ursprünglichen Religionen nur Metarmorphosen sind von einer und derselben Urreligion, gerade so auch der Grundstock der Heldensage der vier epischen Völker, die es auf Erden gibt, ihr gemeinschaftliches Erbe ist vom Stammvolke der Arier, daß wir

also schon diesen einen von den Priestern abgezweigten Sängerstand und den Besitz des Epos mindestens auf jener zweiten Stufe, als Chronik des Volkes in Liedern, zuschreiben dürfen.

Als Stämme der Arier von ihren Ursitzen in den Hochlanden Mittelasiens theils nach Süden und Südosten, theils nach Westen und Nordwesten auswanderten, da ging die Sprache der ausgesandten Volksäste allmälig auseinander in Mundarten, die einander immer mehr unähnlich wurden bis zur gegenseitigen Unverständlichkeit. Ebenso verwandelte sich das ihnen gemeinsame Epos. Was sie Neues erlebten, vermischte sich umgestaltend mit den älteren Sagen. Andere Erdgürtel mit anderen Himmelserscheinungen und Jahreszeiten, anderen Thieren und Pflanzen, gaben neue Anschauungen, bedingten andere Thätigkeit, andere Sitten. Und wie vordem die Maler die biblischen Patriarchen im Costüme des Mittelalters zu malen pflegten, wie noch Shakespeare's Bühne die alten Römer frischweg auftreten ließ in Kleidung und Rüstung altenglischer Ritter: so hat auch das Epos stets und zu allen Zeiten, auch das homerische keineswegs ausgenommen, die Trachten und Sitten einer noch er=

innerlichen und vorstellbaren jüngern Vergangenheit gewählt für die Gestalten der Vorzeit, ihren Thaten Schauplätze gegeben in der neuen Heimath, sie immer wieder wo anders localisirt.

Ja, es hat mehr gethan. Es hat, wie das schon ein früherer Brief andeutete, die alten Götter und alten Helden stets auch zu Trägern neuer Glaubenslehren, neuer Bestrebungen gemacht. Sie waren ihm die heiligen Gefäße der Tradition, zu der es sich berechtigt und verpflichtet fühlte, auch den besten Saft der jüngsten Thatenernte der Völker hinzuzugießen. Es legte diesen alten Göttern in den Mund die Gebote einer vorgeschrittenen Sittenlehre; es machte diese alten Helden zu Vorkämpfern der die Herzen des Volkes bewegenden Zukunftshoffnungen, seiner religiösen, gesellschaftlichen und politischen Ideale. Ein Epos von modernem Stoff ist die gleiche Afterkunst wie eine nagelneugebaute Ruine, die gleiche Unmöglichkeit wie neusilbernes Gold. Seine prägende Idee aber muß modern sein, und in diesem Sinne ist es immer modernisirt worden — obwohl man sich hier dieses mit widrigem Beigeschmacke behafteten Wortes besser gar nicht bedient, da die Poesie, mit Ausnahme etwa der satirischen, mit der

eigentlichen Mode am allerwenigsten zu schaffen hat. Von keinem besser, als vom größten aller Epiker, von Homer, läßt sich nachweisen, daß er gerade durch die Darstellung der durchgreifenden Erneuerung, die sich in seinem Volke vollzogen hatte, seine gewaltige, alle Jahrtausende durchdauernde Wirkung erzielt hat.

Von einem antikisirenden Epos, das sich als lebensfähig erwiesen hätte, weiß die Geschichte der Poesie nichts, wenn auch von einigen mißlungenen Versuchen, ein solches Unding zusammenzukünsteln. Eine Verkehrtheit ist es, dem Epos streng antiquarische Gewissenhaftigkeit in der Zeichnung der Waffen, Geräthe, Trachten und Lebensgewohnheiten eines bestimmten Zeitalters zuzumuthen. Was es erzählt, hat gar kein bestimmtes Zeitalter. Es kann auf die Frage, in welcher Zeit es spiele, nicht besser antworten als mit Hebbel: „In der poetischen". Wer es für Geschichte nimmt, der versteht nichts von seinem Wesen und seinem Zwecke. Es ist eine seiner wichtigsten Aufgaben, zeitlos zu sein. Mit der Geschichte unmittelbar hat es gar nichts zu thun. Von ihr kann es in den Bereich seiner Darstellung nur hineinziehen, was schon selbst wieder Sage geworden ist, und dann allemal unter äußerster Rücksichtslosigkeit gegen

alle Chronologie; wie z. B. die deutsche Sage Attila und Theodorich als Etzel und Ditrich von Bern zu Zeitgenossen macht, obgleich der Erstere zwei Jahre vor der Geburt des Letzteren gestorben. Gleichwohl hat diese Forderung noch einige Berechtigung. Ob man sich schon der Armbrust oder nur des Bogens bedient zur Zeit eines Stücks Geschichte, das die Sage unverdaut hat, darum braucht sich der Epiker nicht zu kümmern. Allerdings aber wird er nicht, wie Shakespeare, die römischen Legionen gerade nach der Trommel marschiren oder gar die Nibelunge mit Flinten und Kanonen schießen lassen.

Immer aber bleibt es ein größerer Mißverstand, wenn man dem Epiker Vorwürfe macht wegen Erfüllung seiner obersten Pflicht: in seinem alten Stoffe neue Gedanken darzustellen. Der Dichter überhaupt vermag auf seine Zeitgenossen und ihre Nachkommen nur zu wirken als ein Sohn seiner Zeit, welcher dem Wissen und Glauben seiner Epoche treffenden Ausdruck zu geben weiß. Die besondere Aufgabe des Dichters des Epos ist es, diesen jüngsten Geistesinhalt seiner Nation während einer weltgeschichtlich großen Phase ihrer Entwicklung zu erkennen und aufzuzeigen als im Keime schon vorhanden in ihrem alten

Glauben, ihren alten Sagen von Helden der Vorzeit. Er hat das echt Menschliche und daher Ewige dieses Neuen zur Darstellung zu bringen in der Vermählung mit dem echt Menschlichen und Ewigen im Glauben und in den Thaten der Vorfahren.

Fünfter Brief.

Das indische Epos.

Aus der Urheimath westwärts erfolgte die Wanderung der arischen Völker. Nur eines derselben wandte sich erst südwärts dem Laufe des Indus folgend. Nach diesem Strome Inder benannt, zog es dann erobernd ostwärts bis zur Yamuna und den Mündungen des Ganges. Dieses eine, geographisch gegen den Lauf der Sonne zurückgegangene Mitglied der großen arischen Völkerfamilie ist auch in der Cultur rückläufig geworden.

Die Kämpfe um den Erwerb und Besitz der Yamuna- und Gangaländer erfüllen die indische Heldenzeit und bilden, erweiternd angeknüpft an die arische Ursage, den Inhalt des indischen Epos. Seine Kunstgestalt hat dieses etwa

zwei Jahrhunderte früher erreicht als das griechische durch Homer. Wir aber besitzen es nur in dem Zustande, bei welchem es acht oder neun Jahrhunderte später angelangt war. Es wurde nämlich fortwährend umgebildet und durch Zusätze vergrößert, erst zu politischen, dann zu hierarchischen Zwecken. So ist es allmälig angeschwollen zu einem ungeheuerlichen Wust vom allermindestens Fünffachen seines ursprünglichen Umfanges. Diese Umwandlung ist sehr beachtenswerth; denn sie gibt lehrreiches Zeugniß von der Rolle der Poesie in der Völkergeschichte und läßt uns namentlich das Epos erkennen, nicht nur als den treuen Spiegel, sondern zugleich als den Prägstock der Nation, als den Träger einer Kraft, welche die Schicksale des Volkes mit bestimmen hilft.

Das indische Epos besteht aus zwei Sammlungen, den Erzählungen vom großen Kriege, Mahabharata, und den Thaten des Rama, Ramajana.

Nur in der ersteren ist das alte Kunstepos auch unter der angeschwollenen Mißgestalt einigermaßen erkennbar geblieben. Den echten Kern bilden die Schicksale des Heldengeschlechts der Kuruinge und ihre Kämpfe mit den Pandus um den Königssitz und das Reich von Hasti-

napura. An einer auch geschichtlichen Grundlage ist nicht zu zweifeln. Ein frisch aus dem Norden eingedrungener und durch das heiße Klima noch nicht entnervter Stamm hatte das genannte Reich einem früher ausgewanderten, ebenfalls arischen Stamme entrissen. Die neue Dynastie des siegreichen Volkszweiges, eben die Kuruinge, hat das Epos ursprünglich gefeiert und als seinen Haupthelden den Karna verherrlicht. Später aber muß es angeblichen oder wirklichen Nachkommen der alten Dynastie der Pandu gelungen sein, ihre Besieger wieder zu verdrängen, wahrscheinlich mit Hülfe der Priesterschaft, und sich dauernd zu behaupten, da in der That ein Fürstengeschlecht, welches seinen Stammbaum auf sie zurückführte, bis in's vierte Jahrhundert vor Christi Geburt über Hastinapura geherrscht hat.

Diese Dynastie nun ließ das Epos umfälschen und ihre Vorfahren statt der alten Gegner darin verherrlichen. Es fehlte nicht an lohngierigen Schmeichelsängern, die dazu bereit waren. Sehr bezeichnend ist es, daß ein solcher Umfälscher im Epos selbst als dessen Dichter gerühmt und doch zugleich als eine der mithandelnden Personen der Vorzeit geschildert wird, obendrein mit einem Namen, der

lediglich die Berufsthätigkeit ausdrückt. Er heißt Vyasa, und vyasas, ungefähr das griechische Diaskeuastes, bedeutet Ueberarbeiter, Liedordner, wie das indische samasas sich deckt mit „Homeros", das ist Zusammenfüger zu einem Ganzen.

Ihre erste Besiegung im Kampfe durch die Kuru ließen die Pandu umfälschen in einen Verlust des Reichs durch betrügliches Würfelspiel ihrer Gegner. Selbst die Namen dieser Gegner verschonten sie nicht. An einigen von den Fälschern übersehenen und richtig erhaltenen Stellen der alten Dichtung heißt der Kurukönig noch Sugodhana, das ist der Gutkämpfer, sonst aber überall Durgodhana, Schlechtkämpfer.

Was das Epos von den Pandu Schlimmes berichtet hatte, ist natürlich mit besonderer Sorgfalt ausgetilgt worden. Daher unterliegt es kaum einem Zweifel, daß ursprünglich die Pandu gerade so als die Vertreter und Abkömmlinge der bösen Dämonen und Mächte der Finsterniß dargestellt waren, wie die Kuru als Kämpfer für die Mächte des Lichts und als Abkömmlinge der himmlischen Götter. Denn Letzteres ist durch alle Fälschung hindurch sehr deutlich erkennbar geblieben. Den Karna haben wir schon im vorigen Briefe kennen gelernt als einen Sohn

des Sonnengottes. Noch deutlicher wird es durch die Betrachtung einer anderen Hauptgestalt, des Bhischma. Dieser Held bekämpft, wie der homerische Nestor, schon das vierte Geschlecht. Er sagt einmal:

. . . . O schreckliche Pflicht des Kschatrija*)
Zu schießen den Pfeil in der Enkel Herz
die als Kinder so oft mein Schooß gewiegt!
Nur Ekel erweckt mein Leben mir;
nur Kampf und Mord, und Kampf mit wem?
Noch nirgend fand ich den tapfern Mann
der meiner Kraft gewachsen war.
Vor Zeiten streckt' ich die Väter dahin,
die Söhne sodann, und muß nun gar
Das Enkelgeschlecht, ja den Enkelsohn
bekämpfen und immer der Sieger sein!
Erscheine mir endlich, o Jama**), und nimm
hinweg die drückende Lebenslast! —
So stöhnte der Greis, derweilen die Nacht
die Fluren bedeckte mit Finsterniß
Und Wölf' und Hyänen die Walstatt rings
durchschweiften, mit grausen Dämonen vereint,
Um hinunter zu schlingen das Leichenmahl
bevor sie verscheuche der Morgenstrahl.

---

*) Angehöriger des Waffenadels, der Kriegerkaste.

**) Der Todesgott.

Welchem Geheimniß Bhischma seine übermenschliche Lebenskraft verdanke, das verräth schon die eindrucksvolle Schilderung seines Aufzugs. Weiß von Haar und Bart, in weißem Gewande und weißem Turban, silberweiße Waffen und Rüstung tragend, schrecklich zu schauen wie ein weißer Berg und donnerstimmig, fährt er einher auf silbernem, weißem, von weißen Rossen gezogenem Wagen und führt in seinem Banner fünf silberne Sterne. Er ist der verkappte Himmelsgott, der wolkengewaltige Zeus Homer's; sein Wagen ist die Wolke selbst, seine weißen Rosse sind die Schimmel unseres Wodan, welche ebenfalls die Wolken bedeuten, und die fünf Bannersterne sind die den Indern bekannten fünf Planeten. Ganz an die Lehre von Wodan, der die tapfersten Helden fallen läßt, um sie als Einherier in Walhall aufzunehmen, gemahnt es, wenn es von ihm heißt:

Da rief der donnerstimmige Greis
dem kämpfenden Heer die Worte zu:
Ihr Helden wisset, das Himmelsthor
ist heut euch wieder aufgethan;
So schreitet auch ihr den Weg, den einst
die Väter und Ahnen gewandelt sind

Hinauf nach Indras Wonnewelt
und laßt auf Erden ewigen Ruhm.
Beschlösset Ihr lieber den Lebenslauf
daheim auf kläglichem Krankenbett?
Dem echten Kschatrijer ziemet allein
im Felde zu sterben den Schlachtentod.

Bhischma ist der auf die Erde und in's Menschendasein hinunter verbannte Himmelsgott. Nach den Angaben des Epos in der überlieferten Gestalt soll er während dieser Verbannung unter die Menschen nicht der Gründer eines Geschlechtes werden und muß deßhalb unvermählt bleiben. Aber als Mensch ist auch er den heiligen Satzungen unterworfen, und eine derselben, genannt Manu's Nothgesetz, gebietet ihm, seinem unfähigen Stiefbruder Nachkommenschaft zu erwecken. So ist er dennoch der Großvater der Kuru geworden, ohne es in anerkannter Weise zu sein. Wenn nun aber in der ganzen ferneren Darstellung die Tendenz hervortritt, die Schicksale seiner Nachkommen als fortgesetzte Erdenbuße erscheinen zu lassen, so verräth das deutlich die spätere Brahmanenlehre.

Wir werden also schwerlich irre gehn mit der Annahme, daß ursprünglich die Menschwerdung des Himmels-

gottes nicht als eine gezwungene Verbannung dargestellt war, sondern als freiwillige Erdenfahrt, von vorn herein unternommen in der Absicht, das Heil der Menschen zu fördern durch Erzeugung eines Heldengeschlechtes. Denn eben dieser Auffassung begegnen wir bei den anderen epischen Völkern, welche aus demselben arischen Urquell geschöpft hatten, in der iranischen Sage, in der griechischen, wie namentlich im Heraklesmythus, und zumal in unserer eigenen germanischen von Wodan, Sigi und den Wölsungen. Dem brahmanischen System freilich lief das, wie wir noch sehen werden, so schnurstracks zuwider, daß sie diesen Gräuel einer freiwilligen Vermenschlichung der Gottheit, da er nicht leicht auszutilgen war, in der uns vorliegenden Weise umdichten mußten.

Kurz, die Kurninge und Pandu waren einander ursprünglich gerade so entgegengestellt wie unsere Wölsunge und Nibelunge. Denn diese, die Nibelunge, sind die Söhne der Nachtwelt und namentlich von ihrem Haupthelden, Hagen, hat uns die Sage seine Erzeugung durch einen finstern Erdgeist ausdrücklich erhalten. Jene aber, die Wölsunge, stammen her von Sigi, dem Sohne, welchen Odin mit sterblicher Mutter zeugt, nachdem er selbst sich

zur freiwilligen Erdfahrt von der Magd eines Bauern als Knecht Bölwerk hat gebären lassen. Die Kämpfe dieser beiden Geschlechter haben also die höhere Bedeutung eines Kampfes der Mächte des Lichts und des Heiles mit denen der Finsterniß und des Verderbens. Da dies auch in der Zendreligion und im ganzen iranisch-persischen Epos überall das ausgesprochene Hauptthema bildet, dürfen wir dasselbe mit Sicherheit auch für die ursprüngliche Gestalt des Mahabharata annehmen.

Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß auch die Umfälschung des Mahabharata zu Gunsten der Pandu in unserem Epos ihr Seitenstück gefunden hat. Wie der ursprüngliche Hauptheld Karna von der Ueberarbeitung zurückgedrückt und mit Ungunst behandelt wurde, um statt seiner die Panduhelden zu verherrlichen, den Krischna und besonders den Ardschuna, den indischen Hagen, der den verrathenen Karna hinterrücks erschießt, so ist im Nibelungenliede des Mittelalters nicht mehr der Wölsung Sigfrid, sondern der Nibelung und Meuchelmörder Hagen der eigentliche Held, für den der Dichter Theilnahme und Bewunderung zu wecken bestrebt ist.

Auch mit dem homerischen Epos hat das Mahabharata

einige Züge gemein. Wenn zum Beispiel der beleidigte Karna, dem man seine angebliche Abkunft von einem Fuhrmann vorgeworfen, grollend ausruft:

Indessen der Feind euch stürmend bedrängt
auf dem Felde der Schlacht, gedenke nun Ich
Geruhig zu sitzen im eigenen Zelt,
bis, der Hülfe bedürftig, der Könige Sproß
Durgodhana selbst, die Stirne geschmückt
mit dem goldenen Reif der Kuru, erscheint
Und als Bittender naht mir, dem Fuhrmannssohn . . .

wer würde da nicht sofort an den müßig grollenden Achill erinnert? Und wenn Draupadi, eine Heldin des Epos, den um sie werbenden Fürsten verkündigt, daß sie demjenigen als Gemahlin folgen werde, welcher den berühmten Bogen ihres Vaters zu spannen und mit dem Pfeile das Ziel zu treffen im Stande sei, so ist darin der Bogenkampf der Freier um Penelope unverkennbar.

Schon im Mahabharata ist auch die zweite viel verderblichere Umwandlung des Epos, die religiöse zu Gunsten einer herrschsüchtigen Priesterschaft, sehr deutlich erkennbar, so namentlich in einer der friedlichen Zwischenerzählungen, die uns ein Bild der Zustände des Volkes nach den Eroberungskriegen entwerfen. Es ist dieselbe, aus welcher im

zweiten Jahrhunderte nach Christi Geburt Kalidasa den Stoff zu seinem berühmten Drama „Sakuntala“ geschöpft hat. Der Stammfürst hat sich durch die Dictatur im Kriege in einen unumschränkten Herrscher verwandelt. Duschmanta, der König, heißt schon der Weltgebieter und hat einen Harem von Frauen, die ihn preisen als Abbild des Gottes Indra. Mit ungeheuerm Gefolge und verschwenderischem Prunke zieht er zur Jagd. Nebenher, wie ein alltägliches Gewürz des Vergnügens, wird es erwähnt, daß die verwundeten Elephanten eine Menge von Menschen zerstampfen. Aber dieser allmächtige Herrscher betritt mit Ehrfurcht den Hain der heiligen Büßer und legt demuthsvoll die Zeichen der Königswürde ab, bevor er die Schwelle des Brahmanen Kanwa überschreitet. Letzterer besitzt Wissenschaft von Dingen, die er weder gesehen noch gehört hat. Sakuntala, als es scheint, daß der König sie treulos verleugnen wolle, fragt sich, was sie denn in einem früheren Leben verbrochen habe, um solche Strafe zu verdienen. Weil sie aber die Pflegetochter des heiligen Mannes ist, muß eine Stimme vom Himmel herab den Knoten lösen. Im heiligen Haine befindet sich schon eine ganze Colonie frommer Büßer, welche bedacht sind auf Abtödtung der

Sinne, und ihre Schüler lehren, wie man sich durch Versenkung in die Gottheit mit dem ewigen Urgeiste vereinigen könne.

Wie das Epos vollends umgeschaffen wurde zur Priesterwaffe und wie es als solche nur allzuwirksam mitgeholfen, dem Volke die letzte Thatkraft zu lähmen und es willenlos zu beugen unter ein erdrückendes Joch: das zeigt uns die Betrachtung der anderen Sammlung, Ramajana.

Dies zweite indische Epos wird einem Brahmanen, Valmiki, zugeschrieben. Auch machen es Inhalt und Tendenz unzweifelhaft, daß berechnende Priesterarbeit ihm seine jetzige Gestalt gegeben hat.

König Daçaratha von Ajodhja hat von drei Frauen drei Söhne: Rama, Lakschmana und Bharata. Schon alt und schwach, will er den Erstgeborenen zum Könige weihen. Aber Keikeja, seine dritte Frau, hatte ihn einst nach schwerer Verwundung aus der Schlacht gerettet, geheilt und dafür von ihm das Versprechen empfangen, ihr eine Bitte zu erfüllen. Eine boshafte, weil buckelige Sclavin stiftet sie an, nunmehr den Thron zu fordern für ihren Sohn Bharata. Obgleich ihr der König flehend zu Füßen

fällt, sie besteht auf ihrer Forderung und er muß sein Wort halten. Rama selbst ist voll edler Entsagung und zwingt ihn dazu. Aber Lakschmana, sein Bruder, ein Vertreter der alten kriegerischen Gesinnung und des Heldenstolzes des Mahabharata, lehnt sich dagegen auf, daß er das Heil des Reichs der Tücke einer Sclavin opfern wolle, und erklärt diese weichliche Ergebenheit für unwürdig eines hochgeborenen Kschatrija. Ihn zu widerlegen ist die Hauptaufgabe der Dichtung. Rama schlägt ihn denn auch mit siegreichen Gründen. Was wiegt das Wohl eines Reiches gegen die Heiligkeit eines Fürstenwortes, und sei es auch noch so thöricht! Entsagung und leidender Gehorsam seien die obersten Pflichten. Er und seine Gattin Sita schenken ihre Schätze den Priestern und Armen und verbannen sich in den wilden Wald Dandaka. Sein Vater stirbt aus Gram, nachdem er zuvor erkannt, es sei das die gerechte Strafe einer Jugendsünde; denn er hatte einst durch einen Fehlschuß statt des Wildes den Sohn eines frommen Büßers getödtet. Auch Bharata, der neue König, ist lauter Großmuth und will Rama auf den Thron zurückholen, damit die Sünde seiner Mutter ihm verziehen werde. Rama verzeiht, bleibt aber in der einmal gelobten fünf-

zehnjährigen Verbannung. Mit Indra's Schwert und Bogen tödtet er vierzehntausend Riesen. Da entführt ihm Ravana von Lanka (Ceylon), der Riesenkönig, seine Gemahlin Sita. Rama jedoch verbündet sich mit den Affen. Hanuman, der Affenkönig, läßt ihm von ungeheuern Felsblöcken eine Brücke schlagen nach der Insel Lanka. Auf ihr begegnen einander in ihren Streitwagen Rama und der Riesenkönig. Die Erde erbebt von ihrem Zusammenstoße; sieben Tage dauert der Kampf. Endlich fällt der Riese; die befreite Sita beweist durch die Feuerprobe, daß sie treu geblieben, und kehrt mit dem Gatten, nachdem die fünfzehn Jahre verflossen, nach Ajodhja zurück, wo Rama unter hundert Pferdeopfern den Thron besteigt, um nun lange Jahre in Glück und Frieden zu herrschen.

Als geschichtlicher Vorgang liegt dieser monströsen Dichtung zu Grunde die Eroberung der Halbinsel Dekhan und der Insel Ceylon. Da „Sita" die Furche der Pflugschar bedeutet, ist die Entführung und Wiederbefreiung der Gattin Rama's wohl anzusehen als der allegorische Ausdruck dafür, daß jene Eroberung durch Einführung des Ackerbaues bewirkt und durch dessen Sicherung gegen die Elemente und die wilden Urbewohner vollendet wurde.

Alles das tritt aber schattenhaft zurück gegen die grell hervorleuchtende Tendenz: den letzten Rest des ehrbegierigen Kriegerstolzes und der dem Leben selbst zugewendeten Thatenlust der Helden des Mahabharata zur Werthlosigkeit hinabzudrücken gegenüber der frommen Entsagung und dem duldenden Gehorsam gegen die Priesterlehre. Rama ist nicht mehr ein Kriegs-, sondern ein Glaubensheld und bußesüchtiger Märtyrer. Nicht Muth und Kraft, sondern Wunderwaffen und Zauberei verschaffen ihm Sieg über fabelhafte Unholde. Die Poesie ist bereits der krankhaften Sucht nach maßloser Ungeheuerlichkeit verfallen. Schließlich aber erweisen sich alle diese Kämpfe und Leiden in der Königsfamilie nur als die Buße für das unbeabsichtigte Vergehen gegen ein Pfaffensöhnlein. —

Die ehemaligen „Vorbeter" (Brahmanas) hatten schon während der Kriege an Einfluß gewonnen; denn der Sieg galt für abhängig von der rechten Anrufung der Götter. Diesen Einfluß steigerte die Muße des Friedens. Nahrung lieferte das üppige Land in Fülle und was der Boden an Arbeit verlangte, geschah zumeist durch unterjochte Stämme, die man hinabgedrückt hatte zu verachteten Kasten. Die große Mehrheit des herrschenden

Stammes durfte sich beschaulichem Nichtsthun hingeben und fand ihre Hauptunterhaltung im Anhören einer allerunterthänigsten und bigotten Poesie, welche immer schärfer ausdestillirt wurde für den beabsichtigten Giftrausch. Die Gaben der Erde waren im heißen Gangeslande, wie noch heutigen Tages, weit mehr vom Wetter, in der Auffassung des Volkes also von den Göttern, abhängig, als vom Fleiße des Menschen. So wurde die Gewogenheit der Götter zur wichtigsten Frage, Gebet und Opfer zur vornehmsten Thätigkeit. Hatte weiland jedem Familienhaupte das Recht des Opfers zugestanden, so galt es jetzt für einen Frevel von äußerster Verderblichkeit, die Götter anzurufen ohne die genaueste Kenntniß der inzwischen bis in's Unermeßliche vermehrten Ceremonien und Formeln. Im erblichen Besitze derselben waren nur die Priesterfamilien, und ihre Behauptung, vermöge dieser Zaubersprüche die Macht der Götter ihrem Willen gehorsam machen zu können, fand allgemeinen Glauben. So mußten sich schließlich die Brahmanen selbst für Wesen von höherer Art halten.

Diesen ihren eigenen Dünkel verwandelten sie in eine neue allmächtige Gottheit. Wie ist es möglich,

fragten sie, daß unsere Gebete die Götter zwingen? Der erlogene, aber für die Praxis im verkümmerten Gehirne des Volkes zur Wahrheit gewordene Vordersatz erlaubte nur einen Schluß, und diesen zogen sie mit unerschrockener Frechheit: es gibt einen Gott, der stärker ist als die andern alle zusammen und sie zwingen kann, unsern Sprüchen zu gehorchen. Sie nannten ihn Brahmanaspati, das ist den Herrn des Gebetes, und so wurden sie die einzigen Priester, welche nicht sich nach ihrem Gotte, sondern ihren Gott nach sich benannt haben.

Bisher waren die Natur und ihre Geschöpfe nichts gewesen als das Theater und die Marionetten der Götter. Nun erschien sie wie mit einem Schlage verwandelt. Die Berge mit ihren Firnkronen und Schneemänteln, die wasserreichen Ströme mit ihren gewaltigen Ueberfluthungen, die unermeßlich üppige und farbensatte Vegetation des Tropenlandes, Orkane und Gewitter von beispielloser Furchtbarkeit, eine wundersam vielgestaltige und bunte Thierwelt, hier die kolossalen Elephanten, Nashörner, Krokodile und ringelnden Riesenschlangen, dort in unzähligen Arten und unendlichen Schwärmen die Vögel im Federschmucke von juwelischer Pracht; alles dies erschien

jetzt als der sichtbare Leib, als die millionenfach wechselnde Gestaltung eines Grundwesens, der unsichtbaren Weltseele. Brahma — so wurde der Name verkürzt — stand nicht über und außer der Natur, sondern athmete in ihr als ihr eigentliches Leben, Werk und Werkmeister zugleich. Sämmtliche Wesen bilden eine Stufenleiter von ihm hinunter bis zum Steine, und von diesem hinauf bis zur unterschiedslosen Einheit mit dem Allgeiste.

Je nach seinen frühern Thaten, mit Gefühl für Qual und Lust
Bleibt im vielgestalt'gen Dunkel alles sich des Ziels bewußt.
Aus der Gottheit durch den Menschen, Thier und Pflanze bis zum Stein
Sinkt es nieder zum Verderben hier im schreckenvollen Sein,
Um, in tausend von Geburten ringend nach der Wiederkehr,
Endlich wieder zu verrinnen in dem einen Gottesmeer.

So erhaben diese Vorstellung anmuthet, die Folgen ihrer Anwendung auf das Leben waren furchtbar. Nun galt der Zustand, den das Volk angenommen in einem Moment der ewig umschmelzenden Geschichte, für einen Zustand Gottes und sollte als geheiligte Verfassung erstarren für die Ewigkeit. Die Stände und ihr Beruf wurden unantastbare Schranken der Weltordnung; das Menschengeschlecht bestand aus zunächst viererlei Arten

von Geschöpfen, mindestens eben so sehr von einander verschieden wie etwa Pferd und Esel. Die Geschichte sollte still stehen, und bald that sie es wirklich — für die Indier.

Vollendet haben die Brahmanen die Unterjochung des Volkes durch ihre Lehre von den Schicksalen der Seele nach dem Tode. Sie lehrten Unsterblichkeit als Strafe, Aufhören gesonderter Fortdauer als Belohnung. Die Unheiligen können selbst der Umkehr zur Richtung nach Brahma hin erst würdig werden durch vieltausendjährige Pein in einer heißen Hölle. Da werden ihnen die Köpfe täglich mit Hämmern eingeschlagen; auf glühendem Eisen schreitend müssen sie lebendige Kohlen verschlucken und geschmolzenes Kupfer trinken. Nach Verbüßung dieser Strafen beginnt die neue Wanderung der Seele, die ganze Stufenleiter des Thierreichs empor, und ein umfangreiches Gesetz bestimmt genau nach den vormaligen Sünden die Zahl und Art der Wiedergeburten als Wurm, als Schlange, Krokodil, Ratte &c., bis sie wieder anlangt beim Dasein als Mensch der niedrigsten Kaste, von wo sie es, unter tausendfach größerer Wahrscheinlichkeit des Rückfalls, zuletzt wieder bis zum Brahmanen bringen kann, um endlich

nach richtigen Bußübungen als unterschiedsloser Tropfen in Brahma selbst zu zerfließen. Die Gottheit ist ein thatenloses Wesen, nur erfüllt vom einsamen Wohlgefühle ihrer unvermischten Reinheit. Aber sie träumt einen bösen Traum, und was sie träumt, wird wirklich als die sichtbare Schöpfung. Alles Dasein ist Verbannung und Verfinsterung, zu der sie sich in freiwilliger Selbstqual verurtheilt. Das höchste Ziel des Strebens ist, so schnell wie möglich wieder abgedampft zu werden zu jenem unvermischten Spiritus. Dem sittlichen Fortschritte des Menschen ist der Nerv abgeschnitten. Sein Gott hat nichts mehr von einem Ideale menschlicher Vollkommenheit, dessen Freiheit der Mensch durch seine Kraft, dessen Schönheit er durch seine Kunst, dessen Allwissenheit er durch seine Wissenschaft, dessen Allmacht er durch arbeitende Bewältigung der Natur, dessen Allgüte und Gerechtigkeit er durch Erziehung und Rechtsordnung in stetiger Annäherung nachzuahmen hätte. Sie ist nur noch ein erhabenes, aber inhaltloses Nichts jenseits alles Stoffes, zu dem der Mensch nur gelangen kann durch gedankenloses Starren in's Leere. Das Ziel, das sie ihm vorschreibt, ist die leibliche und geistige Selbstvernichtung.

Im sechsten Jahrhunderte v. Chr. Geburt war das Dasein des Volkes wirklich geworden, was es nach der Brahmanenlehre sein sollte: die Reise durch ein Jammerthal voll scheußlichster Tyrannei ebenso entnervter als verruchter Despoten und voll grauenhafter Selbstqual des religiösen Wahnsinns, zu dem es die Priesterkaste planmäßig vergiftet hatte, um über dem allgemeinen Elende in göttlichen Ehren zu thronen.

Ja, auch die Poesie ist eine weltgeschichtliche Macht, und die Lieder Homer's haben das Völkergeschick mindestens ebenso wirksam bestimmt wie die Eroberungszüge des großen Alexander. Aber sie ist eine Macht nicht nur des Heiles, sondern auch des Verderbens. Sie vermag Nationen zu schaffen und aus der Zersplitterung herzustellen; wie denn auch Uns die Möglichkeit, durch Blut und Eisen wieder eine Nation zu werden, erst hergestellt worden war durch die Poesie unserer Lessing, Goethe und Schiller. Aber sie kann die Nationen auch vergiften zu unheilbarem Siechthum, wenn sie sich hergibt zur schminkenden Helferin der Despotie und des geisteknechtenden Priesterdünkels; wie wir auch davon eben jetzt ein Beispiel erleben in dem hoffnungslosen Todeskampfe eines

der höchstbegabten Völker, das auch seine Philippe zusammt der Inquisition so gänzlich zu verderben nimmer im Stande gewesen wären, wenn nicht seine Lope de Vega und Calderon geholfen hätten, es in den Abgrund des Elends hinunter zu dichten.

In den brasilianischen Urwäldern wächst eine Liane, welche als zarte Ranke das junge Bäumchen umschlingt. Emporgehoben von seinem Wachsthum wächst sie mit ihm in die Höhe. Dann läßt sie prachtvolle Guirlanden von seiner Krone bis auf den Boden herunterhängen und schmückt ihn über und über mit einer Blüthenfülle von prächtigem Farbenschmelz und berauschendem Duft. Zuletzt aber raubt sie dem Baume, den sie ziert, so Luft wie Licht. Ihre zarten Ranken verwandeln sich in ein Gewirr von armdicken Tauen, das erdrückend und erstickend auf ihm lastet und, eigene Wurzeln in die Erde krallend, auch den stärksten Riesenbaum endlich als Leiche zu Boden reißt. Man nennt sie daher den Matador, das ist den Mörder.

Diese Liane ist ein treffendes Bild der indischen Poesie, welche ihr Volk zum geschichtlichen Tode geführt hat, weil sie treulos wurde ihrem obersten Amte, das

heilige Erbe der Heldensage lebensfähig zu bewahren, weil sie sich selbst dazu hergab, es zu fälschen im Sinne der Despoten und Priester, weil sie die epische Kunst, große Menschen handelnd zu veranschaulichen, verweichelte zur Gefühlsschwelgerei einer weltfeindlichen Buße-romantik und so das Epos freventlich verunstaltete, vernichtete.

Sechster Brief.

Iran und Firdusi.

Dieser Brief soll mit Umrißstrichen zeichnen, wie sich die mitgebrachte Göttersage der Arier in Iran ausgebildet hat zu einer der edelsten Religionen; wie diese Religion ihre Bekenner groß gezogen hat zur weltbeherrschenden Nation, und wie fast drei Jahrtausende nach Beginn dieser Geschichte in einem Enkelstamme der alte Liederschatz zum schönen Kunstepos gediehen ist.

In früheren Erd-Epochen war Iran ein Meer, umgrenzt von einem weiten Kranze felsiger Inseln. Erhebungen verwandelten diesen Inselkranz in ein zusammenhängendes Gebirge, nach außen schroff, nach innen allmälig abfallend und ein Binnenmeer, ähnlich dem Cas-

pischen, einschließend. Ferneres Schwellen der dortigen Haut unseres Planeten ließ dieses Meer zusammenschrumpfen zu einigen Seen und legte die große Mittelmulde trocken als felsige Salzwüste.

Vom Meeresniveau steigt das Land im Demawend, dem Gipfel des Elbrus, bis zur Höhe des Montblanc. Diese Höhenunterschiede und die Sonnengewalt jener Breiten bedingen die schroffsten Contraste. Von schneebedeckten Terrassen gelangt man rasch hinab in blühende Thäler. Die nördlichen Hochländer, oft heimgesucht von Wolkenbrüchen und Erdbeben, erleiden harte Winter und wochenlang verschneien die Felder und Weiden. An den Flüssen aber, dem Kur, dem Araxes, in den Thälern von Schiras, im Rosengarten Irans, der Landschaft Persis, gedeihen zwischen Myrthen- und Orangenhainen die üppigsten Obst-, Blumen- und Fruchtgärten. An den südlichen Küsten erreicht der Pflanzenwuchs eine fast tropische Fülle, und die Dattelpalme trägt reichliche Frucht. Wie aber dort der Schnee, so droht hier und besonders in den einwärts gerichteten Thälern glühender Flugsand die Aecker zu verwehen. Denn Iran ist ein umgekehrtes Aegypten: dort liegt das Land mitten in der

Wüste, hier die Wüste mitten im Lande. Vom Mai bis in den September trübt keine Wolke das tiefe Blau des Himmels. Seine Durchsichtigkeit gibt der Landschaft ein scharfes Gepräge und energisch absetzende Farben, dadurch dem Auge des Menschen eine staunenswerthe Sehkraft, seiner geistigen Auffassung große Bestimmtheit und Klarheit.

In dieses Land der schroffsten Gegensätze von Tag und Nacht, Gluth und Frost, Fruchtboden und Wüste, dem Menschen günstiger und feindlicher Natur, brachten die Arier dieselbe Göttersage mit, welche im Stromgebiete des Indus auch die ihrer indischen Vettern gewesen war: die Anschauung aller Erscheinungen als Kampf zwischen den Mächten des Lichts und der Finsterniß. In den Gangesländern, wo die unerschöpfliche Zeugungskraft der Natur der Zerstörung spottet und alles Gestorbene rasch verwandelt in neues Leben, verblaßte die Vorstellung von zwei feindlichen Götterparteien, und bald verschwammen ihre Gestalten zu Traumgeburten der einigen Weltseele. In Iran bestätigte jeder Blick die Scheidung der Götter in zwei feindliche Heerlager. So wurde diese Lehre hier zum Grundstein eines systematisch ausgeführten Religionsgebäudes.

Die indischen Arier fanden am Ganges eine neue Heimath, in welcher es sich bei Weitem leichter leben ließ als in der alten; die nach Iran ausgewanderten hatten ihr Dasein hier weit größeren Schwierigkeiten abzuringen als bisher. So sollten sie beweisen, daß Hindernisse, so lange sie nicht ganz unüberwindlich sind, als Mächte des Segens wirken, weil der Kampf mit ihnen Erzeuger der Kraft ist. Hier bekam der Mensch sein Leben nicht geschenkt, sondern nur bezahlt als Arbeitslohn. So vergeudete er es nicht wie eine unverdiente Erbschaft, sondern verwaltete es wie ein sauer erworbenes Vermögen, von dem er die Zinsen genießen darf, das Capital aber unversehrt, ja vermehrt seiner Nachkommenschaft überliefern muß.

Im östlichen Iran, in Baktrien und Sogdiana, wo zuerst unter tüchtigen Stammfürsten ein geordnetes Culturleben aufgeblüht war, im Innern voll Arbeit gegen die Wüste und den Winter, nach Außen voll Kampf gegen räuberische Nomadenstämme, trat, ungefähr ein Jahrtausend vor Christi Geburt, ein Weiser auf, der die zwiespältige Naturreligion in ein philosophisch-poetisches System brachte, Zarathustra oder Zerduscht, von

den Abendländern Zoroaster genannt. Er ordnete die Schaaren der guten und bösen Geister zu zwei Reichen unter zwei obersten Herrschern, Ahuramazda (Ormuzd), das ist der Herr der großen Gaben, und Agramainyus, ein Name, den wir im Deutschen noch mit denselben wenig veränderten Worten wiedergeben können; denn aus agra ist durch eine sehr gewöhnliche Versetzung unser arg geworden, und mainyus ist „der meinende“, Agramainyus also der Arges meinende, sinnende, später abgekürzt in Ahriman. Beide befehligen Heerschaaren ihnen ähnlicher, nach Rangstufen abgetheilter Geister, Ahriman die Dews oder Divs, und Ormuzd zunächst die Amschaspands. Der Name dieser letzteren, in der Ursprache amesha çpenta,*) das ist die heiligen Unsterblichen, verräth, daß die ursprüngliche Vorstellung keine andere gewesen ist, als die germanische von den besten Helden, welche Wodan als Einherier in Walhall um sich schaart.

---

*) Mashya und mesha ist unser „Mensch“ und bedeutet sterblich, amesha, sanskrit amartya, griechisch ἄμβροτος, lateinisch immortalis, unsterblich, und çpentas ist das lateinische sanctus, littauisch swentas, heilig.

Die Erde in ein Paradies zu verwandeln, war im strengen Wortsinne die von dieser Religion gestellte Lebensaufgabe der iranischen Völker. Denn Paradies (pairidaëza, das ist Umrahmung des Körpers, ungefähr unser „Leibgehege") ist ein iranisches Wort und bedeutet eine Umfriedigung, innerhalb deren die Natur durch Kunst zur höchsten Schönheit, Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit des Lebens gesteigert ist. Solche Parke anzulegen strebte Jeder nach seinen Mitteln, vor Allen die Könige. Welches Naturgefühl in diesen lebte, beweist ein hübscher Zug, den Herodot von Xerxes erzählt. Als dieser in Lydien eine besonders schön gewachsene Platane fand, stiftete er dem Baume zur Belohnung einen goldenen Schmuck und einen ständigen Wachtposten.

Im Vendidad, einem erhaltenen Abschnitte des Zend Avesta, zeichnet eine der ältesten Sagen das Muster eines solchen Paradieses. Ich setze sie abgekürzt hieher, weil sie ähnlich wiederkehrt in unserer germanischen Göttersage vom „Garten der Mitte", den die Himmelsgötter für das Menschengeschlecht den Frostriesen und dem Gefolge Surtur's, des mit Gluth versengenden, entrissen haben und vertheidigen helfen; vom letzten Kampfe mit den

Unheilmächten unter Loki's Führung, dem Wolfe und der Mittgartschlange, vom Untergange der Welt in der Götterdämmerung und von ihrer verklärten Erneuerung. Zugleich bin ich sicher, daß der Leser keines Fingerzeiges bedürfen werde, um zu erkennen, was auch sonst noch Alles in dieser Sage schon deutlich vorgebildet liegt.

Während Jima Khsaëta herrschte, gab es weder Kälte noch übermäßige Hitze, weder Alter noch Tod, weder Haß noch Neid. Väter und Söhne hatten gleichmäßig das Aussehen fünfzehnjähriger Jünglinge. Zu einer Versammlung der besten Menschen kam auch Ahuramazda und sprach zu Jima: „Du sollst die belebte Schöpfung schützen vor den Uebeln des Winters, vor dem Schnee in zu großer Fülle. Mache eine Umfriedigung mit vier Winkeln zur Wohnung für die größesten, besten und schönsten Männer und Frauen. Ebendahin bringe den Samen aller Arten von Vieh, welches auf Erden das beste, größeste und schönste ist. Da lasse nisten die besten der Vögel; da sammele das Wasser in einem Becken von zehntausend Schritt in's Geviert. Dahin bringe den Samen aller Arten von Bäumen, Speisefrüchten und Gewächsen, welche die schönsten, süßesten und wohlriechend-

sten sind. Alles dies mache paarweise und unversiegbar." Und Jima machte den Umkreis, richtete Wohnungen ein und brachte zusammen die besten und schönsten Männer und Frauen, Thiere und Pflanzen. Nicht war dort Zank und Verdruß, nicht Abneigung und Feindschaft, keine Bettler, keine Klage, keine Armuth noch Krankheit, keine unschön übermäßige Gestalt, kein zu lang gewachsener Zahn, kein Mal des Agramainyus am Körper der Menschen, noch an dem immerdar goldfarbenen Orte, dessen Speise niemals versiegte. Diese Menschen führten das schönste Leben und hielten für einen Tag, was ein Jahr ist.

Aber Jima ward übermüthig, sandte sein Bildniß umher zu den Völkern und verlangte göttliche Verehrung. Da wich von ihm der Glanz Gottes. Die Großen empörten sich; Agramainyus brach in Schlangengestalt in sein Paradies ein und drohte schon zu triumphiren. Doch Ahuramazda erbarmte sich und offenbarte durch Zarathustra das „Wort des Lebens", Zend Avesta, nach dessen Lehren die Menschen das Paradies nun allmälig herstellen können. Aber auch der Böse verdoppelt seine Anstrengungen, und so wird das Menschengeschlecht noch

unendliche Plagen und Schrecknisse zu überstehen haben. Verheert von Hungersnoth und Pest wird die Erde zittern, wie das Schaf vor dem Wolfe. Aber endlich ersteht aus dem Geschlechte Zarathustra's ein Siegesheld, der Sosiosch. Er tritt auf die „Brücke der Vergeltung" Tshimavat, die vom höchsten Berge Hara berezaiti in die Wohnungen der guten Götter führt, und hält da Gericht über die auferstehenden Todten. Die Gerechten dürfen sogleich trinken vom Safte des Lebensbaumes und in's Reich der Seligen eingehen, die Ungerechten aber müssen erst geläutert werden in einem Feuerstrome. Dann wird die Erde frei von allem Unreinen, und fortan ist auf Erden nur Eine Lebensweise, Ein Staat und Eine Sprache der glücklichen Menschen.

Bis dahin waltet nun das Böse fort als Winterfrost und versengende Sonnengluth, Mißwachs, Krankheit und schädliches Gethier, im Menschen als Trägheit, Lüge, Laster und schwächende Sünde, die das Leben erst nachträglich mit dem Keime des Todes behaftet hat. Aber Ormuzd hält es in Schranken, und in diesem Kampfe ist der Mensch der Mitstreiter der guten Götter.

Zwar haben die Priester auch aus Zoroaster's ein=

fachen Grundlehren ein unendliches Ceremoniell von Reinigungsvorschriften herausgeklügelt; aber den Kern der Sittenlehre bilden die gesundesten Forderungen, und mit aller unserer Wissenschaft würde es uns schwer fallen, bessere Ideale aufzustellen.

Nicht seine ganze Natur soll der Mensch vernichten durch finstere Bußübungen, sondern nur ihre Verunreinigung abthun. Es ist heilige Pflicht, gut zu essen und zu trinken, den Leib durch Uebung zu stärken und sich seiner Kraft und Gesundheit zu freuen. Nicht mit feigen Opfern bestechen, sondern offen bekriegen soll man die bösen Geister, in sich selbst durch Sauberkeit, Andacht und gute Handlungen, in der Natur durch schaffende Thätigkeit. Die Arbeit selbst wird Gottesdienst. Mit dem Fruchtbaume, mit dem wogenden Saatfelde wächst das Gesetz Ahuramazda's. Wann das Getreide aufkeimt, dann bekommen die bösen Daëwa vor Aerger den Husten; wann es in Halme schießt, dann weinen sie, und wann sich die Aehre füllt, dann ergreifen sie die Flucht. Die Erde ist nicht, wie den Indiern, das Exil der sich selbst quälenden Gottheit, sondern die schöne Tochter Ahuramazda's. In Liebe soll der Mensch ihr dienen, indem er

sie bepflanzt, wo sie öde liegt, tränkt, wo sie dürstet, entwässert, wo sie zu feucht ist. Dafür dankt sie mit Reichthum und zahlreich blühender Nachkommenschaft. Sie ist traurig, wo sie unangebaut bleibt, und fühlt sich beglückt, wo ein reiner Mann sein Haus errichtet, ein lauteres Herdfeuer lodern läßt, schmuckes Vieh weidet und mit seiner Frau viele schöne Kinder heranzieht.

Solche Sprüche voll tiefster Innigkeit zwischen Mensch und Natur sind Denkmale eines tüchtigen und glücklichen Volkslebens. Auf der wenig trostvollen Wanderung durch die unendliche Trümmerwüste der Geschichte mit ihren Zeugnissen ewigen Vernichtungskampfes und eifriger Selbstverbitterung des Daseins thut es wohl, einen Augenblick auszuruhen auf einer dieser so seltenen als erquicklichen Oasen.

So stellte den Iraniern die Religion ein praktisches Ideal auf und in diesem das höchste Gebot, das der Zucht, der Veredelung des Menschen im Laufe der Geschlechter. Die Prüfung „nach ihren Früchten" besteht keine Religion glänzender. Denn die Geschichte lehrt, wie dieser Glaube zu Thaten geworden ist. Selbst jenes ferne Zukunftsideal der Vereinigung aller Völker zu einem Volke

hat er in beträchtlicher Annäherung verwirklicht in einem Weltreiche von ungeheurer Ausdehnung und straffer Einheit. Ja, er hat die unverwüstliche Kraft erzeugt, vermöge deren dieses Weltreich, während es in Trümmern lag, der Mutterboden wurde für die bisher gewaltigste Begebenheit der Menschengeschichte, und vermöge deren es dann nach zweimaliger Vernichtung zum zweiten und dritten Male wieder auferstanden ist.

Widmen wir dem Ueberblick dieser Geschichte von anderthalb Jahrtausenden zwei Minuten um schließlich des Epos zu gedenken, welches das dritte persische Reich als unverwelkliche Blüthe getrieben hat.

Mit der Befreiung der Meder vom Joche der Assyrer beginnt die Selbstständigkeit Irans. Dann gewannen die Hegemonie die Perser unter dem großen Khurusch, dem Kyros der Griechen, einem Manne von unvergleichlicher Thatkraft, hoher Besonnenheit und menschlicher Milde. Auf dem Gipfel des Glanzes befand sich das persische Reich unter Darjawusch, dem Sohn des Wahstaspa, dem Darius Hystaspes der Griechen. Ihm gehorchten die Völker vom Himalaya und Indusdelta bis zu den Küsten Europas, vom Aralsee und Kaukasus bis zur Südgrenze

Aegyptens. Ein Netz vortrefflicher Kunststraßen verband alle Theile des ungeheuren Reichs; eine Reitpost von angestaunter Geschwindigkeit beförderte die Nachrichten zwischen den äußersten Grenzen und den Hauptstädten Susa, Ekbatana und Babylon. Der Ackerbau blühte; das Forstwesen war musterhaft geordnet; ein Münzsystem galt vom Hellespont bis zum Indus und in vollständiger Sicherheit zogen die Handelskarawanen von Kaschmir bis nach Cyrene und Nubien.

Als Alexander der Große mit der Kraft des vereinigten Griechenlands unter macedonischer Disciplin dieses Reich in wenigen furchtbaren Schlägen zerschmettert hatte, da wurde es durch eben diesen politischen Untergang die Geburtsstätte einer noch viel gewaltigeren geistigen Weltmacht. Denn es bildete nun den Schmelztiegel, in welchem die Lehren Zoroaster's von den Reichen des Lichts und der Finsterniß und vom Heiland des jüngsten Tages, dem Sosiosch, die Vergöttlichung des Menschen in der griechischen Kunst und die Gedanken eines Sokrates und Platon ineinander schmolzen, um sich endlich in der Berührung mit dem Jehovadienst und den politischen Messiashoffnungen der Juden zu entzünden zu der neuen Religion, die fast

zwei Jahrtausende hindurch wirksamer als jede andere die Schicksale der Erde bestimmen sollte.

Nach mehr als fünfhundertjähriger Fremdherrschaft, erst der Griechen, dann der Parther, wurde das persische Reich hergestellt von Ardschir Babekan, dem Sohne Sassan's. Seinen Nachfolgern, den Sassaniden, gelang es, die Religion Zoroaster's neu zu beleben, und um die Mitte des sechsten Jahrhunderts hatte Persien, unter Khosru Anuschirwan, hohe Blüthe und fast denselben Umfang wie unter dem ersten Darius wiedergewonnen.

In derselben Nacht aber — erzählt die arabische Sage — in der Muhamed geboren wurde, erlosch das tausendjährige heilige Feuer der Parsen und zu Ktesiphon zerstörte ein Erdstoß den Palast der Sassaniden. In der Mitte des siebenten Jahrhunderts war ganz Iran Provinz des Khalifenreichs. Mit der Schärfe des Schwerts wurden die Feueranbeter bekehrt, ihre Heiligthümer zerstört, ihre religiösen Urkunden vernichtet. Doch die Verfolgung veranlaßte zahlreiche Auswanderung bis nach Indien, wo sich in Surate und Guzerate Parsencolonien auch heutigen Tags noch zur Religion Zoroaster's bekennen. Ihnen ver-

danken wir die unschätzbare Erhaltung eines Theiles des Zend Avesta.

In den Hochgebirgen Baktriens, der Geburtsstätte der Lehre Zoroaster's, ward auch das persische Reich zum dritten Mal wiedergeboren. Unter Jakub, dem Sohn des Leis, riß die Gegend sich los vom Khalifenreich. Seine Nachfolger, die Soffariden, behielten zwar den Islam als Staatsreligion, suchten und fanden aber eine Stütze ihrer Selbstständigkeit im altpersischen Nationalgefühl, das sie durch Pflege der einheimischen Sprache und Heldensage zu beleben wußten. Kurz vor Beginn des gegenwärtigen Jahrtausends bestieg den Thron Mahmud der Erste von Gasna, der sich vom Sohne eines Sclaven zum gewaltigen Herrscher emporgeschwungen. Seine Eroberungen in Indien übertrafen bei weitem diejenigen Alexander's des Großen. Mit diesem, dem begeisterten Verehrer Homer's, theilte er eine Eigenschaft, welche gekrönten Siegeshelden gewöhnlich versagt ist. Er fand an der Poesie nicht nur Vergnügen, sondern wußte sie auch zu schätzen als eine Macht, nicht minder wirksam zur Begründung und Befestigung der Reiche, als das Schwert und die Kunst des Heerführers. Er zog viele Dichter in

in seine Nähe, und es war seine gewöhnliche Abendunterhaltung, sie vor versammeltem Hofe als Rhapsoden auftreten zu lassen. Seinem Eifer und seiner Allmacht gelang es, den ganzen Schatz der Vorzeitsagen zusammen zu bringen. Ihre Gestaltung zu einem Ganzen übertrug er dem Dichter Abul Kasem Mansur, dessen Lied von Rustem und Isfendiar ihn so sehr entzückte, daß er ihm den Namen „der Paradiesische", Firdusi, beilegte.

Sobald Firdusi einen Gesang beendigt, trug er ihn dem Sultan vor, und dieser befahl, ihm für jedes Verspaar ein Goldstück zu zahlen. Der Dichter war aber so unpraktisch, die Eincassirung dieses recht anständigen Ehrensoldes aufzuschieben bis zur Vollendung seines ganzen Werkes. Im einundsiebenzigsten Lebensjahre, nach fünfunddreißigjähriger Arbeit, schloß er seine große Dichtung, das Schahnameh oder Königsbuch, mit folgenden Zeilen:

Ich habe, der dies Buch hervorgebracht,
Die Welt von meinem Ruhme voll gemacht.
Wer immer Geist hat, Glauben und Verstand,
Von dem werd' Ich mit Lob und Preis genannt.
Ich, der die Saat des Wortes ausgesät,
Ich sterbe nicht, wenn auch mein Leib vergeht. *)

*) Uebersetzt von F. v. Schack.

Das Werk zählte sechszigtausend Verspaare, hatte also mehr als den vierfachen Umfang von Ilias und Odyssee zusammen. Der Sultan ermäßigte die schuldigen sechszigtausend Goldstücke auf so viel, als (vermuthlich in Silber) ein Elephant tragen könne. Aber dem Schatzmeister war auch das noch viel zu viel, und er wußte eine fernere Reduction auf sechszigtausend kleine Silbermünzen durchzusetzen. Firdusi befand sich im Bade, als die Sendung ankam. Er vertheilte den Bettel an den Badewärter und den Schenkwirth, bei welchem er ein Glas Bier getrunken, entfloh nach Bagdad und verbreitete eine Satire gegen Mahmud, welche folgendermaßen schloß:

„O König, was Du als Erinnerung von Dir in der Welt zurücklassen wirst, das ist die Huldigung, welche Ich Dir dargebracht. Die Gebäude der Menschen sinken in Trümmer durch Sonnenbrand und Regen. Spurlos aber werden die Jahrhunderte hingehen über dem unermeßlichen Bau, den Ich aufgeführt. Fünfunddreißig Jahre habe ich in Noth und Mühsal gelebt, um Persien neu zu beleben durch dieses persische Werk. Wäre der König nicht geizig, er gäbe mir einen Platz neben seinem Throne. Aber da

sein Stamm ohne Adel ist, öffnete er seinen Schatz, um den meinigen zu bezahlen mit — einem Glase Bier."

Anfangs wüthend und erpicht, den Dichter zu verfolgen, dachte Mahmud doch groß genug, um schließlich zu verzeihen, ja, zu bereuen; dies freilich zu spät. Als hochbetagter Greis durfte Firdusi in seine Vaterstadt Tus zurückkehren und endlich sollte ihm sogar Wort gehalten werden. Mit glänzendem Aufzuge sendete Mahmud die schuldige Summe. Im Stadtthore aber begegneten die Königsboten dem ärmlichen Leichenzuge Firdusi's. Seine nicht minder stolze Tochter verschmähte das Geld; doch ward es verwendet zum Bau der Wasserleitung, für welche der Dichter den Ertrag seines Werkes von jeher bestimmt hatte.

Seiner Schöpfung ist der Stempel ihrer Entstehungsweise deutlich aufgeprägt. Sie würde noch größer sein, wenn sie — kleiner wäre. Nicht eine anschauliche, in der Haupthandlung einer Hauptperson gipfelnde künstlerische Idee, sondern ein Fürstenauftrag hat ihre Umgrenzung bestimmt, richtiger gesagt, ihre Grenzenlosigkeit verschuldet. Die Gesammtheit der Sagen vom Beginne des iranischen Volkes bis zur Schwelle der Gegenwart zu einem Ganzen

geordnet, hatte Mahmud verlangt, und den Dichter obendrein zur Breite verführt, durch die nach der Verszahl versprochene Belohnung. So begegnen wir hier der widerspruchsvollen Erscheinung, daß das persische Epos auch mit seiner dritten und höchsten, der Kunstgestalt, auf der zweiten Stufe stehn geblieben ist als eine Liederchronik, in der nur das Volk und seine Dynastieen die Einheit des Helden, nur seine Geschichte die Einheit der Handlung vertritt. Dennoch aber hat Firdusi nicht nur durch die hohe Anschaulichkeit der Erzählung, die Bilderpracht der Sprache und den Wohllaut des Verses die einzelnen Lieder, sondern auch die ganze Sammlung zum Kunstwerk zu erheben verstanden durch das einzige Mittel, welches der kunstwidrige Auftrag gestattete: Einen und denselben Grundgedanken läßt er gleichmäßig hell als Thema hervorleuchten aus jeder der vielen Erzählungen, in denen uns Jahrtausende und ganze Reihen von Königen und Geschlechtern vorüberziehen. Wie das ganze Schiff sich emporbaut auf dem einen Kielbalken, so ist der tragende und verbindende Pfeiler des Schahnameh der Kampf des Lichtreichs mit dem Reiche der Finsterniß. Die Helden Irans sind die Vorkämpfer der guten Götter, ihre Zöglinge und Ver-

wandten; die Turanier sind die Streiter und Günstlinge Ahriman's und seiner bösen Geister, ja, deren Verleiblichung; wie z. B. dem Sohak, als er sich dem Bösen ergeben hat, von dessen Kuß aus beiden Schultern Schlangen hervorwachsen, die er mit Menschenhirn füttern muß. Auch hier also haben wir wieder die Gegenstellung der Kuruinge und Pandu des Mahabharata, der Wölsunge und Nibelunge des germanischen Epos.

Keine Dichtung, und am wenigsten ein Epos, kann man anders als aus ihr selbst wahrhaft kennen lernen. Ein Auszug des Inhalts bleibt immer ein dürftiger Behelf, ein farbloser Schattenriß. Von Firdusi's kolossalischem Werke würde auch der allergedrängteste viel zu lang ausfallen. Glücklicher Weise ist er in diesem Fall auch überflüssig; denn sein Schahnameh ist auch unser. Wir besitzen das Werk des „Paradiesischen" in einer deutschen Nachbildung, die sowohl durch ihren Gegenstand, als durch die hohe Vortrefflichkeit ihrer Ausführung eines Platzes würdig ist neben den besten Originalschöpfungen unserer besten Dichter. Sie ist von Friedrich v. Schack und hat für uns nicht verloren, sondern gewonnen durch

ihre Beschränkung auf eine wohlverbundene Auswahl der schönsten Erzählungen.

Aber das persische Epos ist unser auch in einem zweiten und tieferen Sinne. Nach dem Zeugnisse der vergleichenden Sprachkunde sind aus den Hochländern an den Quellen des Dschihun, mit den Persern zugleich und ursprünglich mit ihnen vereinigt, auch unsere Vorfahren herabgestiegen. In jenen Saken und Massageten, bei deren Bekämpfung der große Cyrus den Tod fand, hat Jakob Grimm die Stammväter der Germanen zu erkennen geglaubt. Zahlreich sind denn auch die Anklänge zwischen der persischen und germanischen Sage. So weisen unverkennbar auf ein gemeinsames Urbild zurück unser Sigfrid und der gefeite Isfendiar, der nur mit dem Pfeile von einem Zweige der Schicksalsulme erlegt werden kann, gerade wie Balder, der in unserem Helden vermenschlichte Gott, nur durch einen Mistelzweig tödtbar ist. Ferner erzählt unser altes Lied von Hildebrant und Hadubrant, selbst in Einzelnem zusammentreffend, ganz die Geschichte vom Kampfe Rustem's mit seinem Sohne Sohrab, wenn auch, nach meiner Ueberzeugung, zu anderem Ausgange gemodelt. Und noch ein Größestes hat nur die iranische Sage mit der unsrigen

gemein: daß die Liebe zwischen Mann und Weib nicht wie von der späteren romantischen Poesie als höchste Lust und Gefühlswonne des Einzelnen und um ihrer selbst willen gefeiert wird, sondern das Recht der Darstellung nur erhält für edle Frucht, als Ursprungsquelle höchster Menschenkraft, als Erzeugerin herrlicher Helden. So wird in einer überaus anmuthigen Episode des Schahnameh die Jugendliebe des Sal und der Rudabe zwar mit kräftigen Farben gemalt, aber über der sinnlichen Gluth der Schilderung waltet dennoch die edelste Keuschheit; denn ihr Dienst ist lediglich der, aus der Höhe der auflodernden Entstehungsflamme die wunderbare Größe des bevorstehenden Sohnes Rustem ahnen zu lassen. So dürfen wir in der That in den Stoffen Firdusi's zugleich älteste Denkmale unserer eigenen Urzeit begrüßen.

Siebenter Brief.

Die Kunstgeheimnisse Homer's.

Was von der Vorgeschichte des Homerischen Epos in's Thema dieser Briefe einschlägt, das hat bereits der zweite und dritte in Betracht gezogen als bestes Beispiel zur Erkenntniß der Bedingungen und des Wesens des Epos überhaupt.

Hier will ich nur Eines noch aufschließen: wie Homer hingelangt ist zur Erfindung seiner Kunst und was in ihr die Neuerung ist, mit welcher dieser Genius aller darstellenden Poesie für alle Zeit das Grundgesetz vorgeschrieben hat.

Ich darf aber nicht reden von Homer's Erfindung, ohne zuvor Einspruch zu erheben gegen die Vorstellung, welche man mit diesem Worte gewöhnlich verbindet.

Unser Jahrhundert liebt man vorzugsweise das der Erfindungen zu nennen. Oft genug hören wir Proben von einem gewissen Uebermuth des auf seine Erfindungen stolzen Menschengeistes. Aber bei richtiger Betrachtung können wir kaum klein genug denken von der Erfindungsgabe des Individuums. Streng genommen, hat ein einzelner Mensch noch niemals etwas erfunden. Die sogenannten Erfinder sind stets in die Lage gekommen, eine winzig kleine Zuthat beifügen zu müssen zur uralten Erbschaft vieler Generationen. Sie sind vergleichbar dem Tunnelbergmann, der das Gestein endlich hohl klingen hört: noch einige Schlägelhiebe auf den Meißel, und die Durchbohrung der Felswand ist geschehn. Niemand kann es ihm abstreiten, daß von ihm das Ziel erreicht wurde, daß Er den neuen Weg eröffnet hat. Aber wie geringen Anspruch hat er, Das seine That zu nennen, was die Richtungsberechnung der Ingenieure, die jahrelange Arbeit von hunderten Seinesgleichen von beiden Seiten des Berges vorbereiten mußte und was unfraglich auch ohne ihn alsbald geschehn sein würde.

Aus Luft und Erdenstoffen baut sich die Pflanze empor, gemäß der Urform ihres Keimes im Samen. Wann

das Wachsthum seine Höhe, die Zufuhr der Säfte und Baustoffe ihre Fülle erreicht hat, dann verwandelt sich, durch Zusammenschiebung der um den Stengel emporgewundenen Wendeltreppe von Achsenaustritten in Eine Ebene, die gewöhnliche Blätterbildung in die Bildung der Knospen und Blüthen, deren sich meistens mehrere zugleich entwickeln. Gerade so summiren sich die Erzeugnisse der Thätigkeit Vieler und langer Zeiträume in der Arbeit Einzelner und gewinnen durch mehrfache Verbindung alten Besitzes eine scheinbar neue Gestalt. Rückwärts blickend sind wir mehr geneigt, darüber zu staunen, daß eine Erfindung nicht schon weit früher gemacht wurde.

Schon Seneca kannte die vergrößernde Wirkung eines wassergefüllten Glascylinders, der kleine Buchstaben groß erscheinen lasse. Schon in den „Wolken" des Aristophanes wird des Brennglases Erwähnung gethan. Die Feinheit des Schnitts antiker Gemmen ist erst begreiflich geworden, seit man in Pompeji Lupen von klarem Bernstein gefunden hat. Aber weit über ein Jahrtausend verging, ehe man durch dieses bekannte Mittel den gewöhnlichen Schwächen des Auges abzuhelfen lernte. Dann hatte man lange Jahre hohle und erhabene Brillengläser ge=

schliffen. Erst als diese Kunst sich handwerksmäßig ausgebreitet hatte und der Versuch, auch einmal durch ein concaves und ein convexes zugleich durchzusehen, gar nicht ausbleiben konnte, wurde, gleichzeitig und unabhängig von mehreren, das Fernrohr erfunden. Jeder vornehme Römer trug einen Siegelring und druckte damit, nicht nur Bilder, sondern auch Schriftzüge in Siegelwachs, wie es die Aegypter schon anderthalb Jahrtausende früher gethan. Ja, die römischen Kaiser besaßen Stempel, mit denen sie ihre Namen unter Decrete druckten. Cicero spricht ahnungslos die ganze Theorie der Lettern aus, indem er vom Redner sagt, daß er, im Besitze aller Regeln, doch ebenso wenig schon die ganze Redekunst innehabe, wie Jemand den Homer besitzen würde, wenn er sämmtliche Buchstaben, die in Homer's Dichtungen vorkommen, etwa von Metall verfertigt, in einem Haufen vor sich liegen hätte. Zwischen Cicero und Guttenberg sind aber fünfundvierzig Generationen über die Erde gegangen. Bücher zu drucken, verstand man schon vor Guttenberg. Man schnitt eine ganze Seite in Holz. Wie dicht also war man daran, eine solche Seite in ihre Buchstaben zu zerschneiden, um jeden mehrmals gebrauchen zu können! Aber Jahrzehnte min-

destens hat man vor dieser Thür gestanden, ohne sie zu sehen. Als endlich der Schlüssel gefunden ward, da hatten wieder mehrere gleichzeitig denselben Fund gethan. Die Erfindung war eben reif. Ungezählte Jahrtausende weit ist der Weg vom runden Baumstamm, den man einer Last als Walze unterlegte, bis zum Rade, zum Wagen, von diesem bis zur Locomotive. Wer hat letztere erfunden? Niemand und Alle, vom ersten Wagner bis zu Stephenson, dem Homer der Locomotionsmittel.

Ebenso verhält es sich mit den Entdeckungen der Wissenschaft. Ihre Jünger bewegen sich vorwärts wie ein geordnetes Heer. Der Fortschritt der ganzen Armee, nicht die Tapferkeit eines Einzelnen, bewirkt es, daß ein Mann der Vorhut als Erster eine Stadt betritt. Ich entsinne mich sehr deutlich, schon im Jahre 1840 als Student in Königsberg in einer Vorlesung des großen Astronomen Bessel die Erklärung gehört zu haben, daß die Abweichungen des Uranus von der berechneten Bahn geböten, einen weiter entfernten unbekannten Planeten anzunehmen. Als nach Leverrier's Angabe der Neptun von Gall gefunden wurde, da lagen in Cambridge die

zu gleichem Resultat führenden Rechnungen von Adams seit Jahresfrist geschrieben vor.

Nirgend aber kann von Erfindung im strengen Wortsinn weniger die Rede sein als in der Poesie. Sie ist recht eigentlich die Kunst der Tradition, Altererbtes ihr höchster Gegenstand. Groß geworden sind nur solche Dichter, welche die lebendige Poesie ihres Volkes künstlerisch gestalteten, und ihre größesten Werke sind solche, deren Stoffe sie nicht erfanden, sondern vorfanden, wie Goethe den Faust, Schiller den Wallenstein und Tell. Was die Eintagslebigkeit der neueren Poesie verschuldet, ist besonders ihre Erfindungssucht. Fälschlich klagt sie die Nation an, den idealen Sinn verloren zu haben. Wenn der Poet nur die vorhandenen Schätze zu heben weiß, dann zeigt ihm auch die Nation, daß ihre Empfänglichkeit sich nicht im Geringsten vermindert hat.

Es ist sehr fraglich, ob es jemals einen Dichter gegeben hätte, wenn die Menschen von Anbeginn im Besitz der Schreibkunst gewesen wären. Denn die poetische Form, der Vers, ist entstanden durch den Mangel der Schrift, als Gedächtnißmittel, das ihre Stelle vertrat. Das Gesetz des Inhalts der Poesie und seiner Anordnung endlich

ist sehr allmälig zur Erkenntniß gekommen durch die mündliche Ueberlieferung.

Die Geschichte und ihre erste Vertreterin, die Sage, wird in der mündlichen Ueberlieferung von selbst allmälig zu Poesie durch die Natur des menschlichen Gedächtnisses. Was durch Schönheit oder Auffälligkeit, sei es des Klanges, sei es der Bedeutung der Worte, reizt; was das Selbstgefühl anregt, die Theilnahme spannt, das Gemüth erschüttert: das haftet in der Erinnerung. Das Gedächtniß wird zum Siebe, in welchem von der hineingelegten Erzählung nur das zurückbleibt, was jene Eigenschaften des Poetischen besitzt. Dieselben Kunstgriffe, welche die Mnemotechnik anwendet, um das zum Behalten Aufgegebene mit Zierrathen zu versehen, die der Erinnerung als Henkel und Haken dienen, kommen beim wiederholten Weitererzählen von Mund zu Mund in unbewußter Weise in Anwendung durch die Schwäche des Gedächtnisses für alles Unscheinbare, Trockene und Reizlose. In solcher Durchsiebung gewinnt die Erzählung eine Anordnung, in der sie sich dem Geist unwillkürlich einprägt. Die Grundbegebenheit wird gemodelt, ausgeschmückt. Was ein zweiter Erzähler Unwirksames eingeschaltet hatte, das vergißt oder vermeidet

absichtlich ein dritter; aber jeder treffende Zug, der sinnreich verbindet und Beifall weckt, wird behalten und beibehalten. Das Ziel dieses Weges ist eine Gestalt der Sage, welche die ganze Seele füllt, eine Vollendung, an der nichts mehr zu rühren und rücken ist.

Dieser anfangs unbewußt verlaufende Proceß wird aber auch beobachtet und zur Methode ausgebildet. Wo, wie in Griechenland, in der günstigsten Natur ein hochbegabtes Volk Theil nahm, indem dies geschah, und zwar geschah durch Erzähler von Beruf, durch ganze Sängerschulen, die sich stets beschränkten auf die Söhne einer Familie und ihre aus demselben Gewerbe gewählten Eidame: da bedurfte es zur Geburt der vollendeten Kunst nur noch eines zwar sehr großen und sehr seltenen, aber unter solchen Umständen hochwahrscheinlichen Glückes: daß in einem dieser Sängergeschlechter die lange in gleicher Richtung erfolgende Gattenwahl und die Vererbung der beständigen Uebung als schon angeborenes Talent endlich die vollste Gipfelblüthe trieb und ein außerordentliches Genie erzeugte.

Ein solches Riesengenie ist der Mann gewesen, der nach seiner Leistung Homeros genannt wurde, weil er die Technik seiner Schule zu vollendeter Meisterschaft erhoben,

die ganze poetische Kraft seiner Nation gleichsam zu einem Sammelmenschen vereinigt hatte und nun selbst Poesie geworden war, um die Einzelschöpfungen Vieler während einer Reihe von Geschlechtern neu zu gebären als einiges, uraltes und dennoch neues, von keinem Einzelnen jemals erreichbares Wunderwerk ewiger Dichtung.

Er folgte dem Berufe seiner Väter und ward Rhapsode, zunächst ererbter, dann von ihm gemodelter, schließlich auch eigener Lieder. Nichts aber wirkt so günstig auf die allmälige Vervollkommnung der Dichtung, als oft wiederholter Vortrag. Von jedem Worte beobachtet der Vortragende die Wirkung. Trüber sofort blicken die Augen der Hörer, wo die Schilderung zu breit wird, wo die Spannung nachläßt. Die Stirnen krausen sich von Gedankenanstrengung, wo ein schwerfällig gebauter Satz die schlichte Verständlichkeit des Stils unterbricht. Die hohlen Hände fahren verstärkend hinter die Ohrmuscheln auch bei kräftigster und deutlichster Articulation, wo die Darstellung noch nicht scharf und anschaulich genug ist, wo der Hörer eine Vorbereitung vermißt und ein wichtiger Hauptzug ihm zu plötzlich über den Hals kommt. Aber im Nu heben sich alle Köpfe, glätten sich alle Stirnen, funkeln

alle Augen von Erwartung, wo das Wort die Herzensnerven in Bewegung setzt. Nach solchen Wahrnehmungen ändert dann der Rhapsode das Lied beim nächsten Male, indem er hier verkürzt, dort lebendiger ausführt, hier einen Schatten der Leidenschaft dunkler malt, dort einen helleren Lichtpunkt des Bewundernswerthen aufsetzt. Aus solchen Wahrnehmungen setzt sich ihm endlich ein sicheres Vorgefühl zusammen, wie das wirksame Lied beschaffen sein müsse. Die erkannten Regeln werden in ihm Fleisch und Blut und mit untrüglicher Empfindung kann er sie endlich dichtend erfüllen auch ohne die Vorprobe der Recitation.

Auf diese Weise hat Homer bei seinen Vorträgen zunächst das Geheimniß der Anschaulichkeit entdeckt. Er fand das einzige Mittel, das der Poesie zu Gebote steht zur Bildwirkung. Ueber drittehalb Jahrtausende sollten vergehen, bevor sein Mittel durchschaut wurde. Aber auch jetzt, nachdem das vor mehr als hundert Jahren geschehen ist durch Lessing und das betreffende Kunstgesetz in klarster Schärfe in seinem Laokoon formulirt steht, wird es noch immer vernachlässigt wie nicht vorhanden. Schlagen Sie den ersten besten französischen, deutschen oder eng-

lischen Roman auf: fast unfehlbar finden Sie nach jedem Scenenwechsel den Versuch, den Schauplatz, die Landschaft für sich allein zu malen, und nach dem Auftreten jeder neuen Person von einiger Erheblichkeit, namentlich der ersten Liebhaberin, den Versuch, ihre Züge vom Stirnrande bis zur Halswurzel, ihre Gestalt und Kleidung vom Scheitel bis zur Schuhspitze mit Worten zu portraitiren.*) Es ist das ein Unternehmen, gerade so unsinnig, als wollte ein Bildhauer durch die Lippenstellung seiner Statue einen gesprochenen Satz augenverständlich machen, ein Maler eine Spitzkugel auf ihrer ganzen Flugbahn von der Mündung des Laufes bis an's Ziel sichtbar darstellen, oder ein Geiger durch die Violine mittheilen, daß das Rhinoceros zu den Dickhäutern gehöre. Denn die Poesie kann schlechterdings nicht portraitiren. Zum Zeichnen stehen ihr keine anderen Formen, zum Coloriren keine anderen Farben zu Gebote, als diejenigen in der Erinnerung ihrer Leser oder Hörer. Nur indem sie diese mit dem

*) Eine rühmliche Ausnahme machen unsere wohlgeschulten Novellisten Gustav Freytag und Paul Heyse; aber selbst Walter Scott, dessen sonst so kunstvoll durchgebildete Romane dem Epos oft nahe kommen, bringt neben der richtigen weit öfter die falsche Malweise in Anwendung.

Materiale ihrer Kunst, mit zweckdienlich geordneten Lauten oder Lautzeichen in Bewegung setzt, kann sie die Phantasie des Zuhörers zwingen, aus ihrem kaleidoskopischen Vorrathe Bilder zusammenzusetzen, ähnlich denen, welche sich der Poet aus seinen eigenen anschaulichen Erinnerungen zusammengesetzt hat. Jedes wirkliche Gemälde ist aber ein Momentanbild: alles Einzelne, wie es in einem Moment gewesen, ist darauf gleichzeitig neben einander vorhanden. Was auf dem angegebenen Wege die Sprache annähernd momentan, das heißt durch ein oder zwei Worte, wecken kann, ist auch im besten Falle niemals schon ein Bild. Damit z. B. „schwarze Katze" Bild werde, muß noch eine Menge Anderes hinzukommen, Stellung, Boden, Hintergrund 2c. Nur durch eine Reihe nach einander folgender Worte kann das geschehen.

Die Voraussetzung jener Wortmaler nun, daß diese nach einander gehörten oder gelesenen Worte die geweckten Vorstellungen in genügender Deutlichkeit neben einander vorhanden bleiben lassen, ist sehr unrichtig; die Annahme vollends, daß die mitgetheilte Reihe von Zügen im Hörer sich zu einem Gesammtbilde vereinigen werden, gänzlich falsch. Man mache nur selbst den Versuch. Je ausführlicher die Schilderung,

welche die Romanheldin portraitiren soll, desto sicherer haben wir am Schlusse, ja in der Mitte schon, den Anfang vergessen. Je karger aber die Zeichnung sich beschränkt auf ein paar Striche, desto besser gelingt es uns noch, sie zu ergänzen und eine Gestalt zu schauen. Das ist das Geheimniß der Phantasie, daß sie desto mehr leistet, je mehr man ihrer eigenen Thätigkeit überläßt, aber desto vollständiger lahm gelegt wird, je mehr man sie mit Gängelbändern umstrickt, um sie zu führen.

Um eine mäßige Anzahl durch Worte nach einander mitgetheilter Züge so gleich deutlich eingeprägt neben einander im Gedächtnisse haften zu lassen, daß sie sich in der Phantasie zu einem Gemälde zusammensetzen, dazu gibt es nur ein Mittel. Ein Beispiel der falschen und ein praktisch oft bewährtes der richtigen Wortmalerei wird es am besten einleuchtend machen:

König Gunther war ein großer Mann und hatte kräftige Hände, hellgraue Augen, ein längliches Gesicht, eine glatte Stirn, flachsiges dünnes Haar, eine große Glatze und einen röthlichen Schnurbart mit langen Zwickeln.

Das wäre der falsche Portraitirversuch. Man mag den Satz drei, vier Mal überlesen, ein lebendiges Bild

setzt sich der Einbildungskraft aus ihm nimmer zusammen.

Nun habe ich aber zuvor erzählt: als Horand die Mär vorgetragen hatte vom Fluchschicksale Niblung's, des Ahnherrn der Mutter Gunther's, da suchten die Höflinge im Gesichte des Königs ein Zeichen zu lesen, ob ihm das Lied gefallen oder mißfallen habe, um dann, je nach seinem Vorgange, Beifall oder Hohn zu äußern. Dann fahre ich fort:

Wie ziellos schien in der Zeitenferne
Zu haften das Abseh'n der hellgrauen Augen.
Des riesigen Mannes nervige Rechte,
Auf den Armgriff des Stuhls den Ellbogen stützend,
Spreizte kammgleich die Finger durch's Kopfhaar,
Das ihm flachsig und dünn nur den Scheitel noch deckte,
Und stützte selber die sinnende Stirne,
Die, faltenlos glänzend, erhöht von der Glatze,
Sein langes Gesicht noch länger machte.
So schien er gefesselt der Mär zu folgen;
Nur die Finger der Linken des lauschenden Fürsten
Zwirnten dabei die mächtigen Zwickel
Des röthlichen Schnurbarts ein wenig schneller,
Als in wartender Spannung er sonst dies Spiel trieb.

Hier sind ganz dieselben Züge mitgetheilt. Aber lassen Sie sich die Stelle laut vorlesen, und Sie werden

bestätigen, was schon Hunderte mir versichert haben: daß König Gunther nun handgreiflich und athmend vor Ihnen sitze.

Der Unterschied zeigt das von mir beobachtete homerische Gesetz: um ein Bild zu wirken, müssen die mitgetheilten Züge ein fortschreitendes Geschehen darstellen und durch dieses Geschehen eine steigende Erwartung wecken.

Homer nun malt in der Regel gar nicht, oder doch nur mit einem anschauungwirkenden Beiworte. So nennt er das Schiff das schwarze, das blaubugige, das mennigwangige, das auf beiden Seiten gleichmäßig gewölbte; das Meer, wo es bei heiterem Wetter glatt und ruhig ist, namentlich in der Nähe der Küsten, „wie Luft aussehend", womit wahrscheinlich die helle Bläue gemeint ist; wo es vorgestellt wird als weite und aus der Ferne betrachtete Fläche, „veilchenhaft aussehend"; wo die Rede ist von der sturmbewegten Tiefe, „aussehend wie (der dickgekochte, fast schwarze griechische) Wein;*) wo es geschaut wird als auf dunkler Grundfläche von weißen

---

*) Eine vorläufige Vermuthung anderer Bedeutung des Wortes οἶνοψ findet man in meinem Aufsatz „Die Farben Homers" in Fleckeisens philolog Jahrb. 1876, 1. Heft.

Schaumlinien durchzogen und namentlich auch vom Ruder schäumig geschlagen, mit demselben Worte, welches die noch überwiegend schwarzen, aber schon mit weißen untermischten Haare bezeichnet, πολιος. So nennt er das Schießzeug für Pfeile, weil er dafür keine Benennung hat, welche wie die unsrige, Bogen, die gekrümmte Form bereits ausdrückt, das gebogene. Auf eine weitere Ausführung läßt er sich nur ein, wo eine Hauptwendung der Erzählung gebietet, dem Hörer eine genauere Vorstellung zu sichern. Die große Narbe im Beine des Odysseus z. B., an welcher ihn erst Eurykleia beim Fußbade gegen seinen Willen erkennt, und durch welche er sich dann den Rinder- und Sauhirten wie zuletzt seinem Vater Laertes als der echte ausweist, wird vorstellig gemacht durch die große Erzählung von seiner Reise zum Großvater und von seiner Verwundung auf der Eberjagd im Parnaß. Dinge und Geräthe werden auch in solchen Fällen nur gezeichnet in ihrer Entstehung und Anwendung. Weil in den Kämpfen vor Troja ein Hauptumschlag eintritt durch die heimtückische Verwundung des Menelaos während des vertragsmäßigen Waffenstillstandes zu seinem Zweikampfe mit Paris, gewinnt der Bogen des Pandaros das Recht auf

eine solche Schilderung, und diese hebt an mit der Jagd des Steinbocks, aus dessen sechszehn Hand hohen Hörnern der Künstler das Schießzeug anfertigt.

Noch mehr eine Hauptrolle spielt der Bogen des Odysseus. Es gilt, dem Hörer seine Größe, Stärke und ungewöhnliche Widerstandskraft vorstellig zu machen; denn er soll es begreiflich finden, daß ihn keiner der Freier weit genug zu biegen vermag um die Sehne aufzuspannen, selbst nachdem sie ihn mit Talg eingerieben und am Feuer geschmeidigt haben. Das erreicht der Dichter indem er ihn herstammen läßt von einem berühmten Helden und Bogenschützen der Vorzeit, dem Oechalier Eurytos, der zur Zeit des Herakles, ja, schon ein Menschenalter früher gelebt. Daß dieser Eurytos einst gewagt, sogar den göttlichen Meisterschützen Apollo zum Wettschießen herauszufordern, hat er lange zuvor erzählt, nämlich schon im achten Gesange, wo Odysseus den Phäaken versichert, mit jeder Kampfart vertraut zu sein, seine Gewandtheit in der Bogenführung aber in vierzehn Versen besonders hervorhebt. Die Stelle enthält keine Silbe vorblickender Anspielung auf das Künftige und jeder Gedanke an den entscheidenden Bogenkampf auf Ithaka scheint ihr fremd;

gleichwohl erweist sie sich hernach als die so sorgfältige wie kunstvolle erste Introduction dieses Hauptmotivs der Dichtung; — was denn zugleich als Beispiel dienen mag für die Beobachtung eines andern wichtigen Gesetzes der epischen Darstellung, welches lautet: jede Begebenheit oder That von hervorragender Wichtigkeit muß von langer Hand und möglichst unmerklich so vorbereitet werden, daß ihr Eintritt den Hörer schon vertraut findet mit ihren Voraussetzungen.

Schauplätze werden nur gezeichnet vermittelst der auf ihnen geschehenden Handlung, z. B. die Lage der Phäakenstadt und der zu ihr durch den Hafen führende schmale Damm mit Schiffsschuppen zu beiden Seiten durch die jungfräuliche Scheu Nausikas, sich bis zur Stadt von Odysseus begleiten zu lassen, und durch die Schilderung, wie dieser nachher hinüber und hinein gelangt; Palast und Garten des Alkinoos durch die Bewunderung, die sie dem Fremdling erwecken, überdies mit der Absicht, die Größe der Versuchung deutlich zu machen, die der Held ohne Schwanken besteht, als ihm der König anbietet, in diesem Natur- und Kunstparadiese wohnen zu bleiben als Gemahl seiner herrlichen Tochter.

Die Natur erhält das Recht malerischer Darstellung niemals um ihrer selbst willen, sondern nur als Gegenstand menschlicher Bekämpfung, wie so oft das Meer, wenn es im Sturme Untergang droht und der Schiffbrüchige alle Kraft und List aufbietet, sein Leben hinaus zu retten, oder als Gegenstand menschlicher Arbeit, wie z. B. die Ziegeninsel dicht vor dem Cyclopenlande liebevoll geschildert wird als ein für jede Art von Acker- und Gartenbau vortreffliches und zur Ansiedelung einladendes Land, mit der Nebenabsicht, die Rohheit der einäugigen Riesen zu kennzeichnen, die ein so gesegnetes Stück Erde in ihrer nächsten Nachbarschaft als Einöde verkommen lassen.

Der Mensch endlich, etwa Menelaos, Achilleus, Odysseus, Radamanthys als die blonden, die glanzäugigen Achäer und die weißarmigen Frauen ausgenommen, erhält malende Beiworte fast nur in Bezug auf seine Tracht; denn das oft hervorgehobene lange Haar ist zugleich Standesbezeichnung der Freien, die allein mit ungeschorenem Haupte gehen durften. Die Kräuselung der Locken des Odysseus wird einmal mit der Form der Hyacinthenblüthe verglichen. Wenn es unmittelbar darauf heißt:

Wie ein Meister der Kunst, den Hephästos und Pallas Athene
Lehrten, verschiednes Gebild von vollendeter Anmuth zu schaffen,
Silber umgießet mit Gold: so goß dem Odysseus die Göttin
Huld um Schultern und Haupt . . .

so ist es für den Poeten, der aus Erfahrung weiß, wie ein Gedanke den andern gebiert, unschwer ersichtlich, daß hier in der Verkettung der Vorstellungen, welche den Dichter vom ersten zum zweiten Bilde übergeführt hat, eben die Goldfarbe des Haupt und Schultern anmuthsvoll umwallenden Lockenhaares ein Kettenring gewesen ist; denn allerdings ist auch Odysseus ein Blonder wie Menelaos (siehe Odyssee XIII, 399). Nausika's schlanke Gestalt ferner wird hervorgehoben durch den Vergleich mit der hochaufgeschossenen jungen Palme am Altar Apollon's auf Delos. Im Uebrigen aber wird der Mensch nur dargestellt in seiner Thätigkeit, seine Gestalt und Aussehen, höchstens etwa als götterhaft bezeichnet, nur in ihrer Wirkung auf andere Menschen, z. B. die Schönheit der Helena mit dem einen Zuge, daß alle Greise den Kopf nach ihr umdrehen, die der Penelope mit dem Liebesverlangen der Freier, die des Odysseus mit den Worten der Nausika: bekäm' ich doch solchen Mann zum Gemahl, und, — Ihm gefiele es, hier zu bleiben.

Schon einige der eben berührten Beispiele zeigen uns als einen Hülfsarbeiter für die Anschaulichkeit den Vergleich. Er ist ein so wichtiges Kunstmittel Homer's, daß die Methode seiner Anwendung weiteres Eingehen verdient.

Während die bildenden Künste mit ihren sichtbaren Werken, also durch leibhaftig gegebene Augenvorstellungen, Stimmungen und Gedanken erwecken, ist die Hauptaufgabe des Epos die umgekehrte: durch Unsichtbares, durch Begriffe, welche es mit Lautzeichen durch die Ohren mittheilt, Augenvorstellungen hervorzurufen. Bei der Erfüllung dieses Berufes leistet nun dem Epos der Vergleich seinen bedeutsamsten Dienst gerade da, wo der erzählte Vorgang seiner Natur nach gar nicht zur Anschauung sprechen kann, weil er entweder, wie im obigen Beispiel der Schönung des Odysseus durch Athene, als ein Wunder berichtet wird, von dem nur die Wirkung in's Reich der Sinnlichkeit eintritt, oder weil dieser Vorgang ein seelischer ist und nur im Gemüthe stattfindet. Da übernimmt es der Vergleich, das nicht sehbare durch ein anderes sehbares Geschehen zu symbolisiren und auf diese Weise wenigstens eine stellvertretende Anschauung zu liefern.

Wann z. B. Odysseus, im Vorsaal schlaflos gelagert, seine Mägde vorbeischlüpfen sieht, um mit den Freiern zu buhlen, und sich zweifelnd fragt, ob er das noch ein letztes Mal dulden, oder aber aufspringen und sie erschlagen solle, dann ist sein Ingrimm, als ein seelisches, nicht schaubar darzustellen. Aber indem der Dichter sagt: „ihm wallte und bellte darüber das Herz im Busen", gewinnt er mit dieser Metapher zunächst die Hörbarkeit, und aus der Metapher knospet ihm dann sofort ein Vergleich, der mit einer plastisch vorstellbaren Scene auch zur Anschauung spricht:

. . . im Busen bellte das Herz ihm,
Wie, zum Kampfe bereit und die zarten Welpchen beschreitend,
Einen, den sie nicht kennt, unaufhörlich anbellt die Hündin.

Aehnlich ist die Scheu des Helden, nackt und sich nur einen Baumzweig vor die Lenden haltend, vor Nausika und ihre Zofen hinzutreten, und die Härte des Entschlusses, das dennoch zu thun, nur seelisch und außer dem Bereich der Anschauung liegend. So muß auch da wieder ein Vergleich als Hülfsmaler eintreten:

Wie trotz Regen und Sturm, mit funkensprühenden Augen,
Dreist im Gefühle der Kraft, auf Beute ausgeht ein Berglen,
Unter die Rinder und Schafe, die Rudel flüchtiger Hirsche
Mitten hinein sich wagt: — der hungrige Magen befiehlt ihm
Selbst in festes Gehöft, auf ein Lamm begierig, zu dringen —:
So war Odyß nun gewillt zu treten zwischen die schönen
Jungfraun, nackt wie er war; denn die Noth erlaubt' es nicht anders.

Dann ist zwar der erzählte Vorgang an sich schon anschaulich, aber begleitet von einer unanschaulichen Seelenregung, welche in die Sichtbarkeit erst mit erhoben wird durch den Vergleich mit einem anderen Vorgange, der körperhaft ähnlich und zugleich mit einem ähnlichen und Jedermann geläufigen Wunsche verbunden ist; — ein Fall, in welchem das Gleichnißbild zwar stets überaus treffend, aber mit Vorliebe und naivster Rücksichtslosigkeit aus den allergewöhnlichsten, so z. s. hausbackensten Verrichtungen gewählt wird. So heißt es vom rachebrütenden Odysseus, der auf seinem Lager noch nicht schlüssig werden kann über einen Plan zur Ermordung der Freier:

. . . Doch hin und her jetzt warf er sich selber.
Wie, wann ein Mann einen Darm, der mit Speck gestopft ist und Blute
Fertig gebraten zu sehn so schnell als möglich begehret

Und bald rechts, bald links ihn wendet am flammenden Feuer:
Aehnlich wand sich der Held in die Runde beständig und plante
Wie nun Er allein inmitten so Vieler die Hände
Leg' an die schamlosen Freier.

Wie ein nackter Mann sich einscharrt in einen Haufen abgefallener Blätter, das ist zwar an sich anschaulich genug. Wie sehr gesteigert wird aber diese Anschaulichkeit und wie fein zugleich durch den Vergleich versinnlicht der Wunsch des eben athemlos und entkräftet nach zwei Tage und Nächte langem Schimmen an's Land gestiegenen Odysseus „sein jetzt schon erschöpft und nur matt noch athmendes Leben vor völliger Erstarrung zu sichern (Odyssee V, 467 u. f.)", der Wunsch also, sein Fünkchen Leben glimmend zu erhalten, wenn es heißt:

Wie wol ein Mann, der nachbarlos auf entlegener Flur wohnt,
Unter die schwärzliche Asche ein Brandscheit wühlt, um vom Feuer
Samen zu retten, anstatt es fernher holen zu müssen:
Aehnlich verbarg sich im Laub Odysseus.

Ferner kann der erzählte Vorgang sowohl unbegleitet von einer seelischen Regung, als an sich anschaulich sein, und doch zu einem Vergleich herausfordern. Denn der

epische Dichter muß überall bestrebt sein, in der Phantasie dadurch Form und Farbe für seine Erzählung zu gewinnen, daß er des Hörers eigene Erinnerung an von ihm selbst erlebtes und geschautes wach ruft. Ist also der Vorgang ein ungewöhnlicher, den von Hunderttausenden kaum Einer kann erlebt haben, so wird er ihn in illustrirende Gleichung setzen mit einem anderen, von welchem er annehmen darf, daß so ziemlich jedermann ihn schon einmal vor Augen gehabt — was denn zugleich die schon berührte Vorliebe für die alltäglichsten Vergleichsbilder begründet. Ein Schiffbruch auf rasch gezimmertem Nothkahn z. B. ist ein Erlebniß von äußerster Seltenheit; aber fast jeder hat einmal gesehn, wie der Wind auf dem Felde eine Garbenmandel durcheinander wirft. So veranschaulicht denn Homer die Zerschmetterung des Nothkahns des Odysseus durch eine riesige, von Poseidon emporgewölbte Sturzwoge vermittelst dieses geläufigen Bildes:

Wie wann ein heftiger Wind eine Hocke trocknender Garben
Umbläst: — hierhin zerzaust und dorthin fliegen die Halme — :
Aehnlich zerspliß ihm Poseidon das lange Gebälk.

Uebrigens will ich keineswegs behaupten, daß alle homerischen Vergleiche nur der Veranschaulichung dienen. Auch der gegen das eben angeführte Beispiel umgekehrte Fall kommt vor, daß ein sehr geläufiger Vorfall durch eine seltener gesehene Handlung, z. B. eine künstlerische Thätigkeit, illustrirt wird, wenn nur der Effect der letzteren jedem bekannt und damit auch sie selbst leicht vorstellbar ist. So heißt es nach der Verwundung des Menelaos durch Pandaros:

Wie, wann Elfenbein eine Karerin oder Mäonin
Färbet mit Purpursaft, um Rossen zu schmücken den Kopfriem: —
Aus dann liegt es im Laden und mancher Wagenbesitzer
Wünscht wol zu fahren damit, doch 'nen König erwartet das Kleinod,
Seinem Gespanne zur Zier, seinem Lenker zum Stolz zu gereichen —:
Aehnlich umfärbte nun Dir, Menelaos, die kräftigen Schenkel
Rieselndes Blut bis hinab zu den stattlichen Waden und Knöcheln.

Da ist es auch die Freude am poetischen Witz, an der treffenden Verbindung des scheinbar entlegenen, was den Dichter bewegt zum Vergleich und dann sogar zur selbständigen, über den Veranschaulichungszweck hinausgehenden Ausmalung des Gleichnißbildes. Besonders anmuthig wirkt dieser poetische Witz, wenn er noch eine ver-

steckte, in den meisten Fällen bisher nicht bemerkte, zweite und selbst dritte Pointe hat. So z. B. wenn es, ebenfalls bei jener Verwundung, heißt:

Aber es blieben auch Dein, Menelaos, die seeligen Götter
Sorgend gedenk. Zeus Tochter zumal, die dem Siege den Lohn gibt,
Stellte sich vor und schwächte Dir ab den schmerzlichen Bolzen,
Dessen sie freilich den Leib dir gerade so weit nur erwehrte
Als ihr schlafendes Kind die Mutter der stechenden Fliege.
Dorthin lenkte sie selbst ihn ab, wo die goldenen Spangen
Schlossen den Gurt und der Harnisch das Bauchschurzblech überkragte...
Und es schrammte der Pfeil dem Helden die oberste Haut nur
Ob auch sogleich das dunkele Blut der Wunde entströmte.

Hier sind die Muttersorge für das Kind und die Sorge der Athene für Menelaos, obwohl dieser nach Götterbeschluß verwundet werden soll, die theilweise Erfolglosigkeit der Muttersorge und die nur theilweise Hülfe Athenes, drittens aber Pfeilschramme und Fliegenstich, Unvermeidlichkeit sowohl als Geringfügigkeit beider die drei Spitzenpaare des Vergleichs.*)

---

*) Mit der Erklärung dieser vielumstrittenen Stelle hat man sich in Schwierigkeiten nur verwickelt durch die falsche Annahme, daß von der gewöhnlichen Stubenfliege die Rede sei. Es ist aber die Stechfliege mit dem hornharten Klapprüssel gemeint, wie unzweifelhaft hervorgeht aus der lichtgebenden Stelle Ilias XVII, 570, wo es von Athene, indem sie den Hector ermuthigt, heißt:

Die eigentliche Aufgabe der **Landschaftsmalerei** besteht darin, ohne Menschen, höchstens unter nebensächlicher Andeutung derselben als „Staffage", durch Darstellung der Natur eine menschliche Gemüthsstimmung auszudrücken. In bewußter Ausbildung für diesen Zweck ist sie bekanntlich die jüngste der bildenden Künste. Gleichwohl ist in diesem Sinne schon Homer ein ganz moderner Landschafter gewesen. Denn eben dies leistet auf das Vollkommenste das einzige ausgeführte Landschaftsbild seiner Dichtungen, das der Insel Ogygia. Er setzt seinem Zuhörer erst die Augen des Hermes ein, der von Zeus den Befehl zur Entlassung des Helden überbringt. Nach weitem Fluge über die ermüdend öde Salzfluth steigt er empor vom veilchenfarbigen Meere zur laubreichen Insel der Kalypso, und nun entsteht in diesen bewundernden Gottesaugen, welche die unsrigen geworden sind, ein entzückend schönes

---

Ein in die Brust ihm flößte sie da den Muth jener Fliege
Welche, wie sehr man hinweg sie scheucht vom Leibe des Menschen,
Dennoch beharrt bis sie stach, da sein Blut ihr leckere Kost ist.

Danach ist die Meinung der obigen Stelle offenbar: Wie eine Mutter ihrem schlafenden Kinde die Stechfliege etwa vom Gesicht wegscheucht, es aber doch nicht verhindern kann, daß es an einer andern Körperstelle gestochen wird, so lenkte Athene den Pfeil nur so weit ab, daß er eine minder gefährdete Stelle traf.

und anheimelndes Bild der Wohnstätte der lockigen Göttin. Nicht der Dichter spricht es aus; wohl aber werden wir gezwungen, für uns auszurufen: hier ist gut sein. Hier zwischen Hainen und borndurchschlängelten blühenden Auen, in der kühlen, aber vom weithin duftenden Cederholzfeuer durchwärmten, rebenumrankten und traubenumhangenen Grotte, in der die Nymphe mit hellem Gesange den Rahmen umschreitet und webt mit goldenem Schifflein, hier muß es sich ja bei Nectar und Ambrosia köstlich leben lassen. Aber welchen Dienst hat die geweckte elysische Stimmung? Lediglich den, ihr Gegentheil im Gemüthe des Helden, sein unendliches Heimweh nach dem rauhen Ithaka mit hinreißender Gewalt darzustellen. Denn er sitzt fern von diesen Schönheiten auf der Klippe; thränenvergießend starrt er hinaus in's Meer und wünscht nur noch einmal den Rauch von der Heimathinsel emporsteigen zu sehen und dann zu sterben.

Schon befolgt in diesem Beispiele ist auch das zweite, und ein wenig selbst das dritte homerische Hauptgesetz. Dieses Landschaftsbild nämlich gibt uns erst der fünfte Gesang der Odyssee, und schon im Anfange des ersten

schildert Athene den Göttern im Olymp das hoffnungslose Heimweh des Helden:

„Ihn zu bezaubern versucht sie beständig mit schmeichelndem Kosen;
Ithaka soll er vergessen; Odysseus aber verlangt nur
Einmal noch den Rauch empor von der heimischen Erde
Steigen zu sehn und zu sterben.“

Wir bringen also die Vorstellung seines Heimwehs schon mit zur anheimelnden Schilderung der Kalypso-Insel. Wir erkennen von vornherein, daß dasjenige, womit diese Schilderung Erwartung weckend über sich selbst hinausweist, ein seelisches Motiv ist. Homer hatte gesehen, daß die Augen seiner Hörer dann am hellsten aufleuchteten, wann das fortschreitende Geschehen, die Handlung, mit welcher er die mitgetheilten anschaulichen Züge zur Bildwirkung verknüpfte, ihren Ursprung hatte in der Seele eines Menschen und fernere Folgen ahnen ließ für sein Schicksal. Die Neigungen und Leidenschaften des Menschen, seinen Charakter als Quelle der That und die That als die Prägerin seines Schicksals erkannte er als das Nervencentrum, welches die Dichtung durchzweigen, ihre Gliederung bestimmen und alle ihre Bewegungen erzeugen müsse,

um den Zuhörer wie in einen Leib zu verschmelzen mit seinem Gebilde und ihn das Werden desselben im Fortschritt des Vortrags in ununterbrochener Verkettung empfinden zu lassen als eigene Furcht und Hoffnung, als eigenes Leid und eigene Lust am Dasein. So fand er zweitens das Gesetz der Spannung, der dramatischen Wirkung. Die Erfindung der dramatischen Form, richtiger, die sehr allmälige Entfaltung derselben aus einem eigenthümlichen Gottesdienst, der Dionysosfeier, erfolgte erst vierhundert Jahre später. Aber das Wesen des Dramas ist die Erfindung Homer's; denn Ilias und Odyssee haben jede zum Kern ein Drama, das mit geringer Mühe unter Beibehaltung des dialogischen Textes, aus der Form der Erzählung in die eines darstellbaren Bühnenstücks verwandelt werden könnte, die Ilias eine Tragödie, die Odyssee ein Schauspiel.

Auch das dritte Hauptgesetz, auf dessen Beobachtung ganz vorzüglich der Ausbau des dramatischen Kerns zum Epos beruht, wird, wie gesagt, wenigstens schon angestreift in jenem Landschaftsbilde. Wir schauen dieses Bild nicht mit unsern leibeigenen Augen, sondern sehen es entstehen mit den stimmungsgemäß vorbereiteten Augen eines Gottes.

Aber nicht nur andere Augen, sondern auch andere Ohren und selbst andere Gemüther setzt Homer uns ein, wenn wir vernehmen sollen, was nicht zu jenem naturgemäß dargestellten Kern, dem Drama des Epos, gehört.

Die phantastischen Wundergeschichten und Märchen, welche den historischen oder doch historisch möglichen Theil der Sage umranken, bekommen wir nicht zu hören als Wir, sondern als die gläubigen Jünglinge Telemach und Peisistratos, welche der Erzählung vom gestaltwechselnden Meergreise aus dem Munde des Menelaos lauschen. Denn auch der Dichter selbst verwandelt sich zu diesem Zweck. Alle diese Geschichten, welche die Frage nach der physischen Möglichkeit als ungehörig ablehnen, erzählt nicht Homer als Mund der Sage, der Muse, sondern einer seiner Helden. Auch fällt es uns nicht ein, dieselben kritischen Forderungen, welche das Drama des Epos durchweg befriedigt, zu stellen, wenn Odysseus berichtet vom stundenlangen Hängen am äußersten Aste des Feigenbaumes über der Charybdis, vom einäugigen Menschenfresser Polyphem und dem vorräthig eingepackten Winde. Denn diese Bilder im Bilde sind zuvor weislich abgesondert und eingefaßt worden in den goldenen Rahmen des

Märchens und wir sitzen davor nicht als nüchterne Gegenwartsmenschen, sondern als die selbst fabelhaften und märchenlustigen Phäaken. Das ist das Gesetz der von Homer erfundenen Episode.

Noch zu einem Dutzend solcher Briefe allein über Homer hätte ich unterhaltenden und theilweise völlig neuen Stoff. Denn gar Vieles und Wichtiges von seiner Dichtung hat vor mir Niemand gewußt noch wissen können, weil auch ich es erst gelernt habe in derselben Schule, in der seine Kunst sich ausgebildet. In der Ausübung des Rhapsodenberufes hatte er seine Gesetze allmälig gefunden. Nur in der Ausübung des Rhapsodenberufes ist ihre Wiederentdeckung und so die im Wesentlichen endgültige Lösung der homerischen Frage möglich geworden. So wird es mir schwer, hiemit schon von Homer zu scheiden. Allein diese Briefe haben zum eigentlichen Gegenstand, den sie im nächsten erreichen und nicht mehr verlassen sollen, unser eigenes, germanisches Epos. Sie hatten daher die Epen unserer drei epischen Geschwistervölker nur in so weit in Betracht zu ziehen, als es nöthig war, um dann das unsrige erkennen zu lassen als gleichartigen Blüthenzweig auf dem vierten Hauptast des-

selben Baumes, als unterworfen denselben eingeborenen Gesetzen des Wachsthums und denselben Gewalten der Zerstörung, als erfüllt von derselben Triebkraft zur Erneuerung und ihrer unausbleiblich sicher nach Erfüllung ihrer ewigen Bedingungen, endlich als nur durch dieselbe Kunstpflege erziehbar zur wohlgebauten Dolde von Dauerblumen.

Achter Brief.

Epochen des germanischen Epos. Island und die Edda.

Die drei vorigen Briefe haben Ihnen die Geschichte des Epos bei unseren drei epischen Geschwistervölkern, den Indiern, Persern und Griechen, wie mit einfachen Holzschnittlinien zu zeichnen versucht.

Unser germanisches Epos werden wir eine Art von Dreieinigkeit dieser drei so verschiedenen Schicksale durchleiden und ersiegen sehen, wenn auch nicht in derselben Zeitfolge. Wenn es erlaubt ist, seine Epochen nach ihrer Aehnlichkeit kurzweg zu benennen, dürften wir ihm eine griechische, eine indische, eine persische und zu guterletzt eine gemischt persisch-griechische zuschreiben.

Vom Epos auf der Liederstufe werden wir die Reste

bei den Germanen zahreicher und unverwischter bewahrt finden, als bei jenen Geschwistervölkern. Denn von den Liedern, welche dem Kunstepos vorangegangen waren und ihm zur Grundlage gedient hatten, ist bei den Indiern in der ungefälschten Kunstgestalt für uns jede Spur verwischt. Bei den Griechen sind sie theils eben nur zu spüren als Vorlagen Homer's, theils nur ihrem Titel und Hauptinhalte nach als einst vorhanden zu erkennen aus den Anführungen der Odyssee, theils allerdings mit ziemlicher Sicherheit, namentlich in der Ilias, zu unterscheiden als nachträglich wieder eingeschaltete ältere Stücke, welche der Dichter von seinem Kunstwerke aus guten Gründen ausgeschlossen hatte. Das persische Epos endlich ist zwar, wie wir gesehen haben, die gesammte Liederchronik selbst, von Firdusi zur Kunstgestalt erhoben, eben deswegen aber von ihm auch so gleichmäßig eingeschmolzen, daß wir von der Abgrenzung und ursprünglichen Form der Lieder keine Vorstellung mehr gewinnen können, obwohl wir überzeugt sein dürfen, in seinem Werke wenigstens den Sageninhalt auch jener Gesänge erhalten zu sehen, welche nach Xenophon's Zeugniß einen Hauptgegenstand des Unterrichts der altpersischen Jugend bildeten.

In allen drei Fällen hat eben das Kunstepos die Lieder der Vorstufe aufgesogen. Die Ursache ihrer Erhaltung bei den Germanen, in nicht unbeträchtlicher Zahl, wenn auch in mehr oder minder fragmentarischer Gestalt, ist schon daraus ersichtlich. Sie sind bei uns nicht aufgesogen worden, weil unser Epos nicht das Glück hatte, wie das indische und griechische, die Stufe der Kunstgestalt schon zu ersteigen, während der unverminderten Fülle des Liederschatzes noch die lebendige Wechselwirkung zwischen vortragenden Sängern und lauschenden Hörern zu gute kam, weil wir mit dieser Leistung hinter den Indiern um achtundzwanzig, hinter den Griechen um sechsundzwanzig und hinter den Persern um neun Jahrhunderte zurückbleiben sollten. Wir verdanken also den kleinen Vortheil dieses Besitzes einer weit größeren Einbuße: dem Unglücke, daß das germanische Epos durch fremde Gewalt in seinen innersten Lebensnerven gelähmt und wieder zerrissen wurde, als es eben im Begriffe stand, zur Kunstgestalt zu erwachsen.

Daß es wirklich schon einer homerischen Blüthenzeit entgegenknospete; daß seine Lieder schon den Krystallisationskern zur künstlerischen Einheit in einer nationalen Haupt-

sage und der Gestalt ihres Haupthelden gewonnen hatten; ja, daß es sich bereits einen Poeten von vollendeter Sprachkunst und homerischem Genie erzogen hatte, und zwar einen deutschen: davon hoffe ich Sie überzeugen zu können. Dies ist die Epoche, welche ich als die griechische unseres Epos bezeichne.

Ihr folgt die indische. Denselben geistigen Giftmord, den die indische Priesterkaste mit ihrer lebensfeindlichen Bußeromantik am eigenen Volke wirklich vollbracht hatte, unternahm eine fremdländische Hierarchie auch an den Germanen zu verüben. Mit schlauer Berechnung, gewissenloser Verruchtheit in der Wahl ihrer Mittel, unermüdlicher Ausdauer und unbeirrter Consequenz, ist sie dem Siege wenigstens über den deutschen Stamm der Germanen und dieser Stamm dem nationalen Tode sehr nahe gekommen. Auch würde sie wahrscheinlich triumphirt haben, wenn ihr die ernstlich erstrebte Verdrängung auch unserer Sprache durch ein lateinisches Idiom gelungen wäre. Aber an der unverwüstlichen Zähigkeit des Widerstandes dieser Sprache und an ihrer Verjüngung durch Luther ist jener schnöde Plan zu Schanden geworden. Doch auch der Mithülfe nordischer Germanen schulden wir Dank dafür. Von

ihnen kam uns im dreißigjährigen Kriege die Rettung aus der äußersten Noth und von ihnen ist uns ein Hauptstück des heiligen Erbschatzes erhalten worden, den unsere Erbfeindin in Deutschland bis auf dürftige Ueberbleibsel vertilgt hatte, und ohne diese Rettung unseres Zendavesta würden unsere großen Dioskuren Wilhelm und Jakob Grimm und ihr Jünger Uhland unser Bewußtsein von der Größe und Hoheit der germanischen Vergangenheit nimmer so siegreich haben herstellen können, als es geschehen ist. In wie weit Rom die eifrigst geplante Ausrottung und Umfälschung auch der germanischen Helden- und Göttersage durchzusetzen vermocht hat, das werden wir sehen am Epos unseres Mittelalters.

In der Zeit nicht abgrenzbar von dieser indischen und theilweise schon zugleich mit ihr verläuft die Epoche, welche ich nach der Analogie der Erlebnisse als die persische unseres Epos bezeichne. Denn im Untergange sowohl, als in der Wiedergeburt haben die Schicksale des persischen und die des germanischen Epos die auffälligste Aehnlichkeit. Wie das persische zuerst durch die griechische Eroberung unter Alexander, dann durch die Araber und den Islam, so ist das germanische zuerst durch die römische

Cultur und Hierarchie unter verrätherischer Hülfe des fränkischen Sachsenschlächters Karl, des sogenannten Großen, verfolgt, seiner gebildeten Gönner und Pfleger beraubt und dadurch zum Bänkelsang heruntergewürdigt, dann aber ebenfalls durch einen Ausfluß des Islam im Innersten verwandelt und verfälscht worden. Denn wir werden sehen, wie der Islam, wenn er auch die germanischen Völker nicht mit dem Schwerte zu besiegen vermochte, sie gleichwohl mit einer von ihm geweckten neuen Empfindungsweise und Lebensauffassung, der sogenannten Romantik, angesteckt und geistig unterjocht hat.

Wie ferner die zweite Erneuerung des persischen Reiches mit der Erneuerung des persischen Epos durch Firdusi gleichzeitig und gegenseitig fördernd eingetreten ist, so ward auch die Wiedergeburt unseres Epos, wenn auch der Zeit nach ein wenig voraufschreitend, erst möglich, als dem Scharfblickenden die baldige Auferstehung des deutschen Reiches unzweifelhaft geworden war und der Epiker selbst sie zwei Jahrzehnte vor ihrem Eintritte mit aller Bestimmtheit vorhersagen konnte.

Wie endlich Firdusi's Dichtung zwar durchweg beruht auf der Weltanschauung und den sittlichen Ideen der edlen

Parsenreligion Zoroaster's, darum aber die Religion Muhamed's keineswegs verwirft noch es versäumt, die Darstellung auch zu durchleuchten mit dem Zuwachse an reineren Vorstellungen vom Göttlichen und Edelmenschlichen, den unbestreitbar auch der Islam gefruchtet hatte: gerade so durfte und mußte auch die Erneuerung unserer großen Nationalsage von den Wölsungen und Nibelungen einerseits zwar die der persischen verwandte, nicht minder tiefsinnige und zuchtgewaltige alte Naturreligion der Germanen erheben zur symbolischen Trägerin der neuen, jetzt in unserem Volke lebendigen Religion; denn mit ihrem Glauben an eine göttliche Bestimmung des Menschen und mit ihren sittlichen Forderungen ist diese neue ganz und gar wieder die alte, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie ausgeht von erkannten Naturgesetzen, wo sich die alte noch mit phantastisch und bildlich ausgedrückten, aber vielfach doch schon richtigen Ahnungen dieser Gesetze begnügen mußte. Andererseits aber durfte dabei das erneuerte Epos ebenso wenig, als das des Firdusi, den Erziehungsgewinn wegwerfen oder auch nur verleugnend bemänteln, den auch wir inzwischen einer Religion von semitischer Herkunft schuldig geworden waren.

Diese letzte Epoche, von welcher ich zum Schlusse meiner Darstellung insoweit handeln werde, als es sich bei meiner Betheiligung an ihr für mich geziemt, bezeichne ich als die persisch-griechische, weil ihre Leistung, spät und unter ähnlichen Bedingungen wie die des Firdusi zu Stande gekommen, doch nicht sein Werk zum Vorbilde nehmen durfte. Denn sie war erst möglich geworden durch die von der Arbeit mehrerer Generationen vorbereitete Wiederentdeckung des homerischen Kunstgesetzes, und sie durfte, nach unserer Wiedererziehung durch die griechische Literatur und den deutschen Hellenen Goethe, auch keinem anderen Muster nachstreben, als eben dem homerischen.

Das sind die Hauptstationen unserer nun zu unternehmenden Wanderung durch das Gebiet des germanischen Epos. Treten wir sie an mit der Betrachtung seiner ältesten Reste aus der Zeit unseres Heidenthums.

Tacitus sagt von unsern Vorfahren: „In uralten Liedern, welche zugleich allein ihre Ueberlieferungen und Jahrbücher bilden, feiern sie den Gott Thuisko, den Erdentsprossenen, und dessen Sohn Mannus als Stammväter und Stifter der Nation." Damit ist eine in Gesängen mündlich überlieferte Sagengeschichte mit mythischem An-

sange deutlich bezeugt. Daß diese Gesänge mit ihrem Inhalte hinreichten bis in die Nähe der Lebenszeit des römischen Geschichtsschreibers, das beweist die fernere Angabe, daß die Germanen damals noch von Arminius gesungen.

Auch die angelsächsischen Geschlechtstafeln, mit Odin anhebend und fortgesetzt bis zu den geschichtlich bekannten Königen, beweisen das einstige Vorhandensein einer solchen Liederchronik. Bei den Franken waren noch im neunten Jahrhundert die vulgaria carmina, Volkslieder, bekannt, welche die Vorfahren Karl's des Großen verherrlichten. Karl selbst ließ diese carmina poëtica gentilia, das ist „heidnische Liederdichtungen", sammeln. Vielleicht gehörte zu denselben das Lied von Hildebrant und Hadubrant, von dem uns ein Bruchstück erhalten ist. Daß ein großer Theil der Eddalieder Nachbildungen, ja zum Theil wohl Uebersetzungen aus dieser Sammlung einschließt, ist kaum noch zu bezweifeln. Noch der Sohn Karl's, Ludwig der Fromme, hatte diese Lieder in seiner Jugend auswendig gelernt. Als er aber im Alter unter dem Einflusse der Geistlichen stand, mochte er sie weder lesen noch hören. Die gothische Geschichte des Jordanes (in Folge des Schreib-

fehlers in einer Handschrift ist er mehr bekannt unter dem Namen Jornandes) ist großentheils nur Auszug aus dem mündlich überlieferten gothischen Epos. Ebenso ist die dänische Geschichte des Saxo Grammaticus zum Theil eingestandene Uebersetzung einer poetischen Mythologie und Sagengeschichte und beweist also, daß eine solche noch um das Jahr 1150 vorhanden gewesen ist.

Die christliche Kirche vermochte die angestammte Religion nicht zu besiegen, ohne zuvor das Epos aus dem Wege geräumt zu haben. Die Gedächtnißinhaber der mythischen und historischen Gesänge verdankten den Einfluß und die Ehre ihres Standes wesentlich auch dem gleichzeitigen Besitze der alten Opferhymnen, Gebete, Heil- und Zaubersprüche. Diese wurden von den Bischöfen und Geistlichen auf's Strengste verpönt. Bald wurde die Verfolgung auf den ganzen Sängerstand ausgedehnt. Man trachtete den gesammten Erbschatz als die Wurzel des Heidenthums auszurotten. Ja, man ging, wie schon oben bemerkt, eine Zeitlang ernstlich damit um, dem Volke die lateinische Sprache aufzudrängen; denn man erkannte mit großem Scharfblicke, daß die germanischen Sprachen der neuen Religion ein fast unüberwindliches Hinderniß in den

Weg legten, weil sie bis in ihr feinstes Geäser von heidnischen Vorstellungen durchdrungen waren, wie das namentlich unsere deutsche Sprache bis auf den heutigen Tag fast unvermindert geblieben ist. Hierin aber mußte die Kirche nachgeben. Ja, sie sah sich genöthigt, einen großen Theil des Heidenthums selbst in kirchlicher Vermummung zu erhalten, um dadurch über die Gemüther einige Macht zu gewinnen. Ihre Feste zur Sitte durchzusetzen fand sie kein anderes Mittel als die Wahl der altheidnischen Festtage und die Uebertragung der Götter- und Heldensagen auf ihre Heiligen. So ist z. B. die Legende vom heiligen Georg, dem Erleger des Lintwurms, die verchristlichte Sigfridsage, und wer im Gesetze dieser Verwandlung den Schlüssel besitzt, dem thun sich viele der katholischen Heiligengeschichten auf als reiche Fundkammern für unsere Sage und Mythologie; wie denn mir u. a. die Legende von St. Brandanus willkommene und ursprungsechte Motive geliefert hat für „Hildebrant's Heimkehr".

Zwar kein Verbot, keine Drohung vermochte die alten Gesänge ganz zu beseitigen, wie denn ihr Inhalt noch heutigen Tages in unseren Märchen fortlebt. Aber ihre Inhaber geriethen in Mißachtung. Von den Fürstenhöfen

und aus den Kreisen des Adels verdrängt zu den niederen Ständen, mußte die alte epische Kunst selbst desto mehr herunterkommen, je niedriger die Bildungsstufe der Hörer war, bei denen sie noch Zutritt zu hoffen hatte. Der edle Styl des alten Heldengesanges artete aus in den rohen Ton der Bänkelsängerei. Vieles wurde vergessen, vieles entstellt durch trübe Beimischung, durch den Wunsch, die Gruselsucht der Menge mit den tollsten Unmöglichkeiten und haarsträubenden Schauergeschichten zu befriedigen. Die heidnischen Motive der alten Lieder wurden unverständlich. Man ließ fort, was nur ihnen gedient hatte, und was übrig blieb, waren die zerschnittenen Glieder eines Leibes, welchem die Seele entflohen.

Dennoch sind uns Theile des altgermanischen Epos in verhältnißmäßig unversehrter Form erhalten geblieben. Die Rettung der bedeutsamsten Stücke verdanken wir einer wundersamen Fügung, welche dem Geiste des germanischen Heidenthums, als es der siegreichen Kirche bereits sterbend zu Füßen lag, eine Stätte der Zuflucht eröffnete, wo er seine letzten Lebenstage verwenden durfte, in stiller Sammlung seine Denkwürdigkeiten zu schreiben und uns einen

Rest seines reichen Schatzes aufzubewahren als ein heiliges Vermächtniß für die Zeit unserer Auferstehung.

Im skandinavischen Norden hatte sich der altgermanische Volkszustand, eine Art ziemlich loser und nicht selten durch innere Kriege der Clanschaften zerrissener Förderation aristokratischer Republiken mit erblichen Stammkönigen, aber entscheidend über diesen stehendem Allthing der freien Männer, und mit dieser Verfassung auch die alte Religion, am längsten erhalten. Die Poesie stand in üppiger und verbreiteter Blüthe und manches aus jener Zeit gerettete Skaldenlied von bewundernswürdiger Kunstvollendung zeigt uns das vielgeschmähte „Heidenthum" mit seiner grandiosen und tiefsinnigen Weltanschauung so fein vergeistigt und auf so hoher Bildungsstufe angelangt, daß dagegen diejenige des Mittelalters als finstere Barbarei erscheint. Aber auch dort wurde dem Christenthum gewaltsam der Boden bereitet, indem sich die zelotischen Missionäre und Geistlichen zur Unterjochung des Volkes verbanden mit den mächtigsten, nach Alleinherrschaft lüsternen Stammkönigen. Als nun ziemlich gleichzeitig, im letzten Drittel des neunten Jahrhunderts, in Dänemark Gorm der Alte, in Schweden Eirik Eymundarson, in Norwegen Harald

Harfagr (das ist Schönhaar) die altgermanische Stammverfassung brachen und die Monarchie mit ausgebildetem Lehnswesen begründeten, wie es Karl der Große in Deutschland und Frankreich gethan hatte, da mochten sich, nachdem diese Könige nach langen Kämpfen ihre Staatsstreiche mit Hülfe der Kirche siegreich durchgesetzt hatten, die edelsten Geschlechter des Landes weder dem Scepter der Gewaltherren noch dem Krummstabe der Bischöfe beugen. Sie wanderten aus und fanden eine Freistatt für ihre alte Verfassung, ihren alten Glauben, am nördlichen Polarkreise, auf der Insel Island, der ultima Thule der Alten.

Im Norden und Osten umdrängt von den Eismassen des Polarmeeres, wird diese Insel einigermaßen bewohnbar nur durch den letzten Rest von Wärme, den ein Arm des Golfstroms aus dem Heizkessel für Europa, dem mexicanischen Meerbusen, emporführt bis zu ihren westlichen und südlichen Küsten. Gebirgsmassen, hoch emporragend aus Nebel und Wolken, bedeckt mit ewigem Schnee und Gletschern, schimmern dem Seefahrer schon aus der Ferne entgegen. Erloschene Vulcane erheben sich wie Riesen der Vorwelt in Eispanzern, die jedem Sonnenstrahle

widerstehen. Erstarrte Lavaströme thürmen ihre Schollen über einander in phantastischen Gestalten und unabsehbarer Ausdehnung. Weithin vernehmlich donnert noch jetzt der Hekla und sprüht hochaufwirbelnde Aschenwolken und die unerloschene Gluth des Erdinnern hinaus in eine Wüste von Schnee und Eis. Mächtige Kochbrunnen, Geisir genannt, schießen gigantische Schaumgarben siedend heißen Wassers in die Luft. Bis zu zehn Fuß dick erhebt sich der flüssige Stamm jetzt zu Thurmeshöhe, gekrönt mit einem Wipfel von ungeheuern Dampfwolken. Im nächsten Augenblick, auf einen dumpfen Schlag in der Tiefe, stürzt die Schaumsäule zusammen in sich selbst und ist wie auf ein Zauberwort verschwunden, wie eine wundersame Traumgestalt beim ersten Strahle des Morgens.

Wenn das Treibeis von Spitzbergen, wie es zuweilen geschieht, die nördliche Küste bis in den Juli, ja, bis in den August umlagert hält, dann hat die Insel oder wenigstens ihr nördlicher Theil, gar keinen Sommer und nach kurzer Unterbrechung des Frostes durch stürmisches Thauwetter und Regen geht ein Winter über in den andern. Sonst folgt dem langen Winter ein kurzer Sommer, der aber auch kaum etwas anderes ist als ein süddeutscher

März oder norddeutscher April; denn fortwährend wechselt der Sonnenschein mit Regen- und selbst Schneeschauern. Dazwischen toben Stürme von verheerender Gewalt, die den Reiter vom Pferde werfen, die Oberfläche des Meeres in eine Staubwolke zerpeitschen und sie als einen Sprühregen von Salzwasser emportreiben bis auf zweitausend Fuß hohe Berge.

Auf der Höhe des Jahres steht eine dunkelroth glühende Sonne selbst um Mitternacht am nördlichen Horizont. Aber nur in günstigen Jahren besitzt dieser lange Tag die Kraft, ein kümmerliches Gerstenfeld so weit zu reifen, daß man die Körner mahlbar machen kann, indem man die geschnittenen Aehrenbündel auf südwärts gerichteten Trockengestellen an der Mittagssonne nachdörrt. Ende Septembers beginnt wieder der Winter mit undurchdringlichem Schneegestöber, um für sieben bis acht Monate die ganze Insel von den Gebirgen bis zum Strande so hoch zuzudecken, daß nur hin und wieder eine schwarze Lavaklippe, überzogen mit grauem Moose, nirgend aber ein Strauch, ein Halm daraus hervorragt und daß die Menschen oft ungehindert wegschreiten hoch über den Dächern ihrer eingeschneiten Häuser. Nur noch das Ren findet dann

seinen Weg durch die Winterwüste und weiß sich das karge Moos zu seiner Nahrung aus dem Schnee hervorzuscharren. Während der kurzen Mittagsdämmerung, die dann den Tag bedeutet, umschwärmen Schaaren von Seevögeln die eisklirrende Küste, laut schreiend und gegen den Sturm ankämpfend. Alles andere Leben schweigt. In der Nacht aber beginnt am sternhellen Firmament das Nordlicht seinen zauberhaften Flammentanz. In wechselnden Farben zucken seine Strahlen zitternd auf und nieder vom braunen Grundbogen im Horizont bis zum Zenith und zeigen die starren Eisgefilde in geisterhaft unbestimmter Beleuchtung.

Dürftig, doch erhaben, mahnte diese Natur mit ihren gewaltigen Contrasten, mit ihrem Urfeuer und ihrem Eise, an die Geheimnisse der Schöpfung, an den Ursprung und das Ende der Dinge. Düster und grau sind ihre Farben; schroff, kolossal, scharf beprägt mit dem Siegel der Zerstörung ihre Formen; nebelhaft und sturmzerrissen der stimmunggebende Himmel. Kein Fleck der Erde konnte im Menschengemüth eine mehr zutreffende Tonart anschlagen für die Geschichte verbannter Götter, für die Erinnerung

an ihre vergangene Herrlichkeit, nachdem ihr Oberherr, vergleichbar dem Titanen unseres Zeitalters, hier sein Sanct Helena gefunden hatte. Hier zerstreute die Phantasie kein Sinnenreiz; die öde Gegenwart ließ sie mit verdoppeltem Heimweh immer nur rückwärts blicken. Zu achtmonatlicher Wintermuße in verschneiter Hütte an die Lampe gebannt, wuchsen ihr bis in's Riesige die Schwingen der Erinnerung zum Rückflug über Jahrtausende und von dieser letzten Rast im froststarrenden Eismeer bis zur sonnenglühenden Urheimath der Asen an den Abhängen des Himalaya und unter den Palmen an den Ufern der heiligen Ganga.

So ward Island ein Patmos des germanischen Heidenthums. Die Apokalypse seiner Vergangenheit hat es dort aufgezeichnet in den Büchern der Edda.

Ich habe versucht, die ernste Gedankentiefe, die düstere Erhabenheit der Poesie der Edda zunächst mittelbar anzudeuten durch ein landschaftliches Stimmungsbild des Bodens, auf den sie verpflanzt worden war aus Deutschland und Skandinavien, um sich hier noch einmal zu entfalten zur träumerischen Wunderpracht einer Nacht- und Nordlichts-

blume des menschlichen Geistes. In den folgenden Briefen will ich Sie bekannt machen mit ihrem Hauptinhalt und denjenigen ihrer Gesänge, welche theils den Entstehungsgang des germanischen Epos offenbaren, theils selbst schon zum Nibelungen-Epos auf der Liederstufe gehören.

Neunter Brief.

Rettung der Edda. Ihre Schöpfungssage.

Während in Norwegen die Lehnsmonarchie siegte, kehrte das neue Gemeinwesen auf Island desto entschiedener zurück zur aristokratischen Republik. Das Land wurde eingetheilt in Viertel, jedes Viertel in drei Thinge. Jeder Thingsprengel erhielt seinen Haupttempel, und um diesen „zu bewahren in Weisheit und Rechtlichkeit", wurde ihm ein Heiligthumsvorsteher, Godi, das ist Gottesmann, vorgesetzt, welcher die Richter zu ernennen und den Gang der Streitsachen zu steuern hatte. Sämmtliche Thinge standen unter dem Allthing, der obersten Staatsgewalt, der sich jährlich einmal versammelte, um

die Gesetzgebung und die Rechtspflege letzter Instanz auszuüben.

Denen, die noch immer die römische Lüge von der Barbarei des germanischen Heidenthums nachsprechen, soll man dieses trefflich geordnete Staatswesen Islands entgegenhalten. Unter ihm bewahrte sich der ausgewanderte Stamm seine stählerne Tüchtigkeit und entwickelte für die einzige Kunst, deren Genuß und Pflege die Armuth und Entlegenheit des Landes nicht unmöglich machte, die Poesie, eine Empfänglichkeit, wie in denselben Jahrhunderten kein zweites Volk des Abendlandes.

Mit ihrer goldschweren und diamantharten Sprache voll trotziger consonantischer Kraft hatten die Auswanderer auch die ausgebildete Götter- und Heldensage mitgebracht: denn mit den Edlingen, die daheim ihren eigenen Hofhalt geführt, waren auch ihre Skalden übergesiedelt. Auch den Inhalt deutscher Lieder, ja wahrscheinlich Nachbildungen und Uebersetzungen derselben, bewahrten sie im Gedächtniß; denn theils durch deutsche Kaufleute, theils durch Kriegsgefangene der räuberischen Normannen waren dieselben früh nach Skandinavien gelangt.

Zwar kam auch nach Island das Christenthum; aber es wurde hier dem Volke nicht aufgedrängt, sondern um das Jahr Tausend durch Mehrheitsbeschluß des Allthings angenommen. Dabei verfuhr man staunenswerth duldsam. Das Annahmegesetz selbst bestimmte, daß die Männer auch ferner den alten Göttern opfern dürften, aber nur heimlich; wer sich dabei von Zeugen betreten ließe, müßte Buße zahlen. In der Viga-Glum's Saga ist eine Lebensbeschreibung erhalten, die in eben dieser Uebergangszeit spielt. Ich erwartete in ihr die Umwandlung der Sitten und der Lebensweise durch die neue Religion gespiegelt zu sehen. Davon aber fand ich keine Spur außer der kahlen Anführung, daß auch Viga-Glum drei Jahre vor seinem Ende die Taufe genommen habe und auf dem Todtenbette in weißem Sterbekleide „gebischoft" worden sei (ok var byskupadr), wie der Biograph sich ausdrückt, das heißt von einem Bischof das Sacrament empfangen habe. Und alle Berichte über die ersten Jahrzehnte des Christenthums auf Island bestätigten die Unrichtigkeit meiner Voraussetzung. Die Bezirkstempel selbst dienten fortan als Kirchen; ihre Vorsteher, die Godar, blieben im Amt; auch scheinen sie sich mit den Geistlichen

bestens vertragen und nur allmälig einen Theil ihrer Befugnisse an die Bischöfe abgegeben zu haben. Von einer Umwälzung ist geraume Zeit nicht das Geringste zu merken. Die Einziehung einer alten Münze gegen eine neue mag wohl selten irgendwo so glatt und geräuschlos verlaufen sein, wie in Island der Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum.

Für ausländische Geistliche hatte die ferne Eisinsel nichts Verlockendes. Einträgliche Pfründen und reiche Klöster waren hier nicht zu stiften. Nur Eingeborene, die sich im Mutterlande, nicht selten auch in Frankreich, England oder Deutschland, die nöthige Bildung erworben hatten, konnten durch ihre Heimathliebe bewogen werden, unter sonst nirgend erhörten Entbehrungen das geistliche Amt zu versehen. Sie wurden nicht Unterdrücker, sondern eifrige Pfleger der einheimischen Sprache und Literatur. Durch sie erfolgte die Einführung einer ausgebildeten Schreibkunst, welche die Aufzeichnung der epischen Schätze möglich machte.

Eine Schrift freilich hatten die Germanen von jeher besessen. Nach Ammianus Marcellinus wußte ein Alle=

manne im römischen Heer, Namens Hortari*, seinen Landsleuten schriftliche Botschaft zu senden. Ja, schon Tacitus beschreibt sehr deutlich die Anwendung der Schrift bei Weissagungen. Zweigstücke eines fruchttragenden Baumes, vorzüglich der an Eckern reichen Buche, wurden mit Zeichen versehen, ausgestreut, einzeln aufgehoben und den Zeichen gemäß gedeutet. Diese Zeichen waren Buchstaben im eigentlichen Sinn, das heißt gezeichnete Stäbe einer Buche. So erklärt sich das gothische stabs, das altnordische stafs = litera, so das hochdeutsche „Buch". Die Zeichen oder Male wurden eingeritzt; daher die Benennungen für zeichnen und schreiben: meljan, Male machen, malen; writan, althochdeutsch rizan, englisch write, ritzen, schreiben. Das Ausstreuen jener Stäbe erklärt unseren Ausdruck „Entwurf"; das Auflesen derselben unser „lesen". Man legte die Zeichen aus, indem man sie entweder zu Worten zusammensetzte, oder auch den Buchstaben gelten ließ in der Bedeutung seines Namens. Der Buchstabe M z. B. hieß madhr, das ist Mann; F hieß

*) Vermuthlich der noch jetzt in der Schweiz und Schwaben vorkommende Familienname Hurter.

fêu, das ist Geld*), U hieß ûr, das ist Auerochs, und Th hieß thuris, das ist Riese.

Diese Buchstaben, von ihrem heiligen und geheimnißvollen Gebrauch Runen genannt (runa, das ist Geheimniß, Räthsel), bildeten aber nur ein Alphabet von sechszehn Zeichen und reichten nicht aus, eine lautreiche Sprache zu versinnlichen und mit ihnen den epischen Erbschatz niederzuschreiben. Auch bedurfte es dessen nicht, so lange denselben ein Sängerstand mit den mnemonischen Mitteln der poetischen Form im Gedächtniß bewahrte. Gerade als dieser Stand zu verschwinden begann, erhielt Island durch seine Geistlichen theils direct, theils von den Angelsachsen das lateinische Alphabet der deutschen Mönche, dasselbe, in dem diese Briefe gedruckt sind und von dem sich immer noch Viele einbilden, es sei ein ursprünglich deutsches.

Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts entstanden die ersten isländischen Bücher, z. B. die Geschichte der Besitznahme, das Landnama-bok. Die Geistlichen ließen

*) Ursprünglich Vieh; denn Rinder waren das älteste Werthmaaß; vergl. das homerische ἑκατομβοιος, hundert Ochsen werth; auch pecunia von pecus und das englische fee, noch jetzt üblich für Zahlungen besonderer Art.

sich von den des Schreibens unkundigen letzten Mitgliedern der aussterbenden Skaldenzunft dictiren, was ihr Gedächtniß vom germanischen Epos noch bewahrte.

Im Jahre 1643 fand Brynjulf Svendson, Bischof von Skalholt, unter anderen Handschriften eine sehr alte, Gedichte enthaltende. Er ließ sie abschreiben und setzte eigenhändig darauf den Titel „Edda Saemundar hins froda“, das ist die „Edda Sämund's des Weisen oder Gelehrten“. Nur sein Zeugniß ist vorhanden für die erste Aufzeichnung durch Sämund. Selbst darüber herrscht noch Streit, ob wirklich ein bedeutender Geistlicher des zwölften Jahrhunderts genau diesen Namen geführt habe. Ich bin geneigt, zu vermuthen, daß auch dieser Name, wie Vyasa, Homeros, Hesiodos und Firdusi nichts Anderes ist als der nachträgliche Ehrentitel eines berühmten Sängers. Sämund würde isländisch „säende Hand“ bedeuten; aber der Name könnte im Nominativ auch Sämunnr gelautet haben mit der Bedeutung Saat ausstreuender Mund. Ja, vielleicht ist er sogar deutschen Ursprungs und aus dem althochdeutschen Sagamunt umgeändert worden, entweder um die Urheberschaft der Liedersammlung auf einen bekannten Isländer zu übertragen, oder um für ihn auch

im Altnordischen einen Sinn zu gewinnen, etwa wie für Mediolanum und Milano durch die Germanisirung Mai-Land.

Der Titel: Edda, das Femininum unseres „Aetti", fordert uns auf zu der Vorstellung, daß hier eine Urgroßmutter ihren lauschenden Enkeln und Enkelkindern Kunde gebe von der Vergangenheit.

Die Sämunds-Edda zerfällt in einen mythologischen und in einen epischen Theil, obwohl mehrere ihrer Lieder gleichermaßen der Götter- wie der Heldensage angehören. Fast allen sieht man es an, daß sie zusammengefügt sind aus Bruchstücken, welche der Aufzeichner aus dem Gedächtniß verschiedener Sänger niederschrieb, deren Keiner mehr den ganzen Zusammenhang übersah. Schon daraus entsteht große Dunkelheit. Außerdem ist die Form nicht selten die des absichtlich mit dem Sinn Versteck spielenden Räthsels, das mit der Frage schließt: Wißt Ihr, was das bedeutet?

Eines der ältesten Lieder, die Völu Spa, das ist: die Sprüche oder Weissagungen der Wala, der Seherin, beginnt also:

Lauschen der Andacht verlang' ich von allen
Hohen und niederen Heimdalssprossen.
Walvaters Werke will ich verkünden,
Urzeitmären des Menschengeschlechtes,
Im Gedächtniß dauernd als meistbedeutend.

Die letzte Langzeile dieser Strophe, die ich der Deutlichkeit wegen mit zweien übersetzt habe, finden wir im ersten Verse des ältesten altdeutschen Epenrestes, des sogenannten Wessobrunner Gebets, so nahezu wörtlich wieder, als es bei Uebertragung in so schwierig gebundenen Alliterationsversen irgend zu erwarten ist.

Dann heißt es weiter in der dritten Strophe der Völuspa:

Im Urzeitanfang hat Ymir gewaltet;
Nicht Sand war noch See noch kalte Salzfluth,
Nicht Erde vorhanden noch Oberhimmel,
Nur klaffende Kluft und nirgend Kräuter.

Zu diesen Versen sind die an falscher Stelle überlieferten drei letzten der fünften Strophe hinzuzuziehen:

Nicht wußte die Sonne, wo ihr Saal sei,
Nicht wußten die Sterne, wo ihre Stätten,
Noch wußte der Mond, wo sein Wohngemach sei.

Wiederum trifft hiemit unser Wessobrunner Gebet sehr nahe und mit einem Verse in vollkommenster Wörtlichkeit zusammen. Denn sein echter und uralter Theil lautet, mit der kleinen, von J. Grimm und K. Müllenhof vorgeschlagenen und sehr wahrscheinlichen Ergänzung einer Lücke, die ich einklammere, also:

Das erfuhr ich im Volk als vornehmstes Wunder,
Daß Erde nicht war noch Oberhimmel.
Nicht Bäume gab es, noch gab es Berge,
Noch das mächtige Meer. Da glänzte der Mond nicht
[Noch ein schimmernder Stern], noch schien die Sonne
Und nur das Nichts war, das nirgend begrenzte.

Dieses Wessobrunner Gebet ist um 814 aufgeschrieben worden, also reichlich drei Jahrhunderte früher als die Edda und über ein halbes Jahrhundert vor der Colonisation Islands. Die Nachbildung könnte also nur aus dem Deutschen in's Altnordische erfolgt sein. Möglicher Weise aber waren die deutsche Völuspa, deren einstiges Vorhandensein hiemit unzweifelhaft erwiesen ist, und die nordische beide nur dialectische Umbildungen eines viel älteren, wohl gar altarischen Liedes. Die Vermuthung liegt nicht fern, daß die sibyllinischen Bücher Roms eine

Art lateinischer Edda gewesen sind und auch ein solches kosmogonisches Lied der Sibylle enthielten, ja, daß uns eine Reminiscenz aus demselben erhalten ist im Anfangsverse der Metamorphosen Ovid's:

Vor dem Meere, der Erd' und dem allesbedeckenden Himmel
War das Chaos.

Ymir bedeutet: Aufruhrtoben, Wirrwar und ist die Personification der durcheinander gährenden Urstoffe. Was ich oben mit „klaffende Kluft" übersetze, heißt im Original „ginnunga gap", das ist: das Gaffen (Maulaufsperren) der Gähnungen, ist also genau das griechische Chaos, das ebenfalls Gähnen, den gähnenden Abgrund bedeutet.

Auf der nördlichen Seite dieses Schlundes, erzählen andere Lieder und die prosaische oder jüngere, dem Snorri Sturluson zugeschriebene Edda, entstand Niflheim, die Nebelwelt voll Frost und Eis, auf der südlichen Muspelheim, die hellflammende Welt voll Licht und Feuer, bewohnt und beherrscht von Surtur, dem rauchschwarzen, der auch von dorther einst kommen und die Erde verbrennen wird. Als die von Muspelheim herüberfliegenden Feuerfunken den Reif auf der Grenze Niflheims

erreichten und schmolzen — wir würden sagen: als der warme Südwind den Frühling nach Norden brachte — da gewann das Aufgeschmolzene Leben und Gestalt; da erst entstand jener Ymir. Er verfiel in Schlaf, das heißt der Aufruhr der Elemente legte sich; er begann zu schwitzen, das heißt es trat Sommer ein, und nun wuchs ihm unter dem linken Arme ein Sohn und eine Tochter, mit denen vermuthlich Tag und Nacht gemeint sind, und seine beiden Füße erzeugten mit einander einen sechsköpfigen Sprößling, das heißt: nun erst entwickelte sich mit dem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten die sechsmonatliche Vegetation.

Mit Ymir zugleich war auch eine Kuh Namens Audhumbla entstanden, deren Milch ihn ernährte. Sie beleckte die salzigen Eisblöcke; da kamen am Abend des ersten Tages Menschenhaare zum Vorschein, am folgenden ein Menschenhaupt, und am dritten hatte sie einen ganzen Mann hervorgeleckt. Der hieß Bur, das ist der (erste) Geborene, und hatte einen Sohn Bör, das ist der Erzeuger, und dieser zeugte mit einer Riesentochter drei Söhne: Odin, Vili und Vé, die drei den Himmel und die Erde beherrschenden Götter.

Odin ist die Luft, der alles durchwehende und bewegende Lebenshauch, Vili das Licht (vergleiche die gothische Bibelübersetzung des Ulfilas, Ev. Marc. 1, 32 sa-uil, Sonnenlicht), Vé der bei den Germanen männliche Träger der Rolle der Vesta, das Feuer als heiliges Wesen, besonders auf dem Hauptaltar des Heiligthums, dem véstallr. Sein Name ist im Deutschen erhalten in Weihnacht und Weichbild, entstanden aus Uihpilti, Weihbild, das ist Bild des Wih auf der Rathsstätte, dem Marktplatze, als Symbol der Gerichtsbarkeit des Bezirks, später durch die sogenannten Rolande ersetzt.

Für die Kuh Audhumbla sind schon viele, und zum Theil abenteuerliche Erklärungen versucht worden. Die vollbefriedigende Lösung des Räthsels finden wir sogleich, wenn wir uns an die Mythologie der arischen Geschwistervölker wenden. Die Kühe, welche dem indischen Himmelsgott Indra von den Dämonen geraubt werden und die dem griechischen Lichtgott Apollon entführten Rinderheerden bedeuten die von den Winden der heißen Jahreszeit verscheuchten Wolken und ihre nährende Milch ist der Regen. Audhumbla, das ist die schatzfeuchte, in ihrer Feuchtigkeit Schätze bergende, ist ebenfalls die Wolke „mit

der Brust voll Segen", wie sich ein neuerer Dichter, Anastasius Grün, glücklich ausdrückt. Wo Eis und Schnee rasch wegthauen, namentlich im Gebirge, da bildet sich eine Wolke. Dem Beschauer kehrt sich das Verhältniß von Ursache und Wirkung um: ihm scheint die Wolke das Eis aufzuzehren. Noch jetzt ist in den Alpen manche Redewendung üblich vom Nebel, der den Schnee frißt, von der Wolke, die den Gletscher kleiner leckt. Erst mit der Befreiung des Bodens von den Eismassen, das ist der Sinn der Sage, ist dem menschlichen Leben eine Stätte bereitet.

Wie Zeus mit seinen Göttern die Titanen und Giganten besiegt, so erschlagen Odin und seine Brüder den Riesen Ymir und seine ganze Nachkommenschaft bis auf Einen, Bergelmir, der sich, ein nordischer Noah, mit seiner Frau im Boote rettet und Stammvater eines neuen Riesengeschlechts wird, der Jötune. Ymir's Leiche werfen sie in den gähnenden Abgrund und machen aus seinem Blute das Wasser, aus dem Fleische die fruchtbare Erde, aus den Knochen die Felsgebirge, aus den Zähnen und Kinnbacken die Feldsteine. Seine Hirnschale stellen sie auf als Himmelsgewölbe; sein Gehirn werfen sie in die Luft

als die drohenden Wolken; mit seinen Augenbrauen aber umhegen sie als Wohnung und feste Burg für die Menschen den „Garten der Mitte“. Der poetische Gedanke dieser Schöpfungssage ist die Uebereinstimmung des Naturganzen mit der kleinen Welt des Menschenleibes.

Nun erst erfolgt die Erschaffung des ersten Menschenpaares, nach den zwei Bäumen, aus denen es gebildet wird, einer Esche und einer Ulme, Ask und Embla genannt; ein Ursprung, der auch bei den Griechen anklingt; denn an die Frage nach Jemandes Herkunft knüpft sich bei Homer zuweilen der Spruch:

Schwerlich stammst du vom Stein, von der Eiche der uralten Sage.

Die bei Nectar und Ambrosia glückseligen und unsterblichen Olympier sehen die Welt ein für alle Male befestigt und geordnet zu ihren Füßen liegen. Die altgermanischen Götter lassen es zwar an Schmausereien und Trinkgelagen auch durchaus nicht fehlen; aber sie sind nicht unsterblich und haben harte Arbeit täglich neu zu beschicken, um die Ordnung zu erhalten und sich selbst vor dem Untergange zu schützen. Diesen aber können sie nur verzögern und werden ihm einst dennoch verfallen. Wie

sehr ihr Amt auch ein sittliches ist; wie der Kampf nicht nur gegen die Naturgewalten, sondern auch gegen das moralisch Böse geführt wird, und deshalb die besten der Menschen zum Heere der Gotteskämpfer als einherische Helden Odin's nach Walhall gekoren werden, wenn sie schon im Leben treue Streiter für die göttlichen Satzungen gewesen sind: das leuchtet überzeugend hervor aus den Eddalehren vom Untergange der Welt in der Götterdämmerung und von ihrer Wiedergeburt. Hier, wo ich die germanische Mythologie nur insoweit zu berühren habe, als es nothwendig ist, um die Entwickelung des Epos begreiflich zu machen, kann ich auf dieselben nicht näher eingehen. Man findet sie aber unter der Ueberschrift „Die Götterdämmerung" aus den in beiden Edden zerstreuten Bruchstücken zu einem Gemälde zusammengefügt in meinen „Strophen und Stäben" Seite 250 bis 260.

Der Unterschied der urverwandten griechischen und germanischen Göttersage ist eben der des griechischen und nordischen Himmels. Unter jenem sind die titanischen Gewalten der Urzeit dauernd bezwungen, der Wechsel der Jahreszeiten gemildert zum harmonischen Reigen der Horen.

Unter diesem bricht das Chaos alljährlich wieder herein. Das Leben der Natur ist ein wilder Kampf. Nach beinahe völliger Vernichtung durch den Winter ringt es sich nur mühsam neu empor aus Eisgängen, Ueberschwemmungen und Stürmen, von denen der Süden kaum eine Ahnung hat. An die unfernen Ränder Mittgarts, der geordneten Wohnwelt, sind die Giganten verwiesen. Dort lauern sie, ewig bereit zur Zerstörung, Feinde von Allem, was den Himmel mild und die Erde wohnlich macht, Dämonen des nächtlichen Winters, der empörten Meereswogen, der unwirthbaren Felsengebirge mit ihren Wildwassern und Bergstürzen. Unablässig rütteln sie an ihren Schranken und Fesseln, und einst wird es ihnen gelingen, alle Bande zu zerreißen.

Unter einem heiligen Baume befand sich nach altgermanischer Sitte die Gerichtsstätte. Auch der Amtsort der Götter, wo sie den täglichen Erhaltungskampf berathen, liegt unter einem gewaltigen Baume, der mit seinem Wipfel hinausragt über Walhall und mit seinen Wurzeln hinabreicht in die tiefsten Tiefen der Unterwelt. Ueber die Brücke des Regenbogens reiten sie nach diesem

Thingbaume, der rauschenden Esche Yggdrasil.*) Sie ist ein Symbol des gesammten Naturlebens, ein zweites geistiges Bild der geordneten Schöpfung, der allernährende Lebensbaum, den wir schon in der persischen Sage kennen gelernt, an dem aber auch von allen Seiten das Verderben frißt. Fast könnte man glauben, er habe unserem Schiller vorgeschwebt als

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblüh'n,
Steinalt, nichts desto minder
Stets wieder jung und grün.

Die zu den Menschen hin reichende Wurzel des Lebensbaumes wird begossen aus dem neben ihr sprudelnden Brunnen der Urd, in dem diese selbst und ihre

---

*) Yggr, d. i. der Furchtbare, Gewaltige, ist ein Beiname Odins; drasill bedeutet ursprünglich Träger, dann aber in einer Menge von Verbindungen und Zusammensetzungen Roß. Man erklärt also den Namen erstens: Träger Odins, und beruft sich dafür auf Háva mál 141, wo Odin selbst erzähle, er sei einst aufgehängt gewesen an der Esche Yggdrasil. Es ist aber weder sicher, daß in dieser Strophe Odin von sich selbst redet, noch daß in ihr vindga meidr, d. i. Windbaum, sonst auch für Galgen gebraucht, jene Esche meine. Wahrscheinlicher also ist die zweite Erklärung: Roß Odins. Dieser Benennung läge dann entweder die Vorstellung zu Grunde, daß die Blätter und den Wipfel jener Riesenesche die Wolken bilden, auf denen Odin wie reitend einherfährt, oder, da dieser Baum eben ein Sinnbild des gesammten Naturlebens ist, der Gedanke, daß der Götterkönig die Natur zügele und lenke wie der Reiter sein Roß.

beiden jüngern Schwestern wohnen, die drei Nornen, den griechischen Moiren, römischen Parzen durchaus entsprechend. Urd ist das Gewordene, die Vergangenheit; Werdandi das Werdende, die Gegenwart; Skuld das Sollende, Kommenmüssende, die Zukunft, dann auch die Ursache der kommenden Strafe, die Schuld.

Bei der zweiten Wurzel des Weltbaums, die zu den Riesen hinreicht, befindet sich die Quelle Mimir's, der selbst ein Riese ist und ihre Urzeitkunde besitzt, aber keine ihrer zerstörenden Eigenschaften. Er ist ein germanischer Prometheus, und wie sein Name, verwandt mit memoria, Gedächtniß, ausdrückt, die personificirte Erinnerung an die uranfänglichen Dinge vor der Erschaffung des Menschen. Nicht ganz unzugänglich ist dies in seinem Gedächtnisse lebende Wissen der Forschung; denn der Gott des Geistes, der grübelnde Odin, erwirbt es, muß aber eines seiner Augen verpfänden, um es zu erlangen durch einen Trunk aus Mimir's Lauterborn. Es ist das eines jener Räthsel der Edda, und eines der allerschwierigsten. Ich will Ihnen diese „Rune" noch aufgeben und zugleich lösen, kann es Ihnen aber kaum verdenken, wenn Sie dabei etwas wie Schwindel verspüren sollten.

Allein, heißt es, saß die Norne Urd an ihrem Brunnen, als Odin, der grübelnde Ase, kam. Da schaute sie ihm in's einzige Auge und sagte:

„Alles, Odin, auch wo Du dein Auge
Verborgen, ist mir offenbar geworden.
Im lauteren Borne Mimir's verbargst Du's
Und Meth trinkt Mimir an jedem Morgen
Aus Walvater's Pfand. — Wißt ihr's zu deuten?
Heimdal's Horn auch weiß ich verheimlicht
Unter der heiligen, hoch in des Himmels
Reinheit ragenden rauschenden Esche.
Schäumende Ströme seh' ich sprudeln
Aus Walvater's Pfand. — Wißt ihr's zu deuten?"

Heimdal hat das Amt eines Himmelswächters der Nacht. Sein Horn ist die Mondsichel. Auf diesem Horne wird er gellend blasen, wann am jüngsten Tage die Mächte der Vernichtung ihre Fesseln brechen. Aber dieses Horn ist, als Mond, zugleich etwas anderes. Odin, als Himmelsgott, hat zwei Augen, die Sonne und den Mond; weil aber in der Regel nur eins derselben deutlich wahrnehmbar ist, heißt er auch der Einäugige. Die Verpfändung des einen dieser Augen, des Mondes, an Mimir hat zum Naturanlaß das Untertauchen und Verschwinden des Mondes im Meere. Mimir nun mit seinem

Brunnen ist ein Wassergeist. Das Wasser, aus dem alles Leben hervorgegangen, gilt auch in der germanischen Mythologie als Urquell der Weisheit, und besonders Brunnennymphen, Schwanenjungfrauen und Meerweiber, vor allen Mimir selbst, besitzen die Gabe der Weissagung. Indem nun der Verpfändung des Auges der Grund angedichtet wird, daß Odin dafür der Weisheit Mimir's theilhaftig werden wolle, geht der Mythus von der Natur auf das geistige Gebiet über. Die Kunde nämlich, die der grübelnde Gott durch den Trunk aus Mimir's Brunnen erlangt, ist die vom einstigen Untergange der Welt. Den Eintritt desselben wird einst Heimdal's Horn verkündigen, das als Mondsichel zugleich Odin's Auge und sein dem Mimir gegebenes Pfand ist. Da der langgezogene Ton dieses Horns das Hervorstürzen der Wasser- und Feuerstrudel des jüngsten Tages meldet, so ist dieser Ton für die Seherin dieser stürzende Strom selbst, und so kann sie sagen, sie sehe ihn fluthen aus Walvater's Pfande. Endlich aber bedeutet Horn auch Trinkgeschirr; mithin kann Mimir aus Odin's Pfand auch Meth trinken.

Das Räthsel beruht also auf der kühnen Vertauschung einer dreifachen Wortbedeutung in Verbindung mit einer

symbolisirten Naturanschauung und der Lehre von der Götterdämmerung. Es ist für den germanischen Geist besonders dadurch charakteristisch, daß dieser übermüthige Witz sein verwegenes Spiel treibt mit der furchtbarsten aller Tragödien, der des Weltunterganges.

Aus dem Brunnen der Urd, das heißt aus der Quelle der Vergangenheit, das lehrt die Sage vom Weltbaum, soll das Leben seine Verjüngung schöpfen. Darin liegt zugleich die Mahnung, daß ein Volk nicht in gesunder Kraft bestehen könne, ohne beständig zu trinken aus dem Born der Ueberlieferung von seiner Vorzeit. Beherzigen wir dieselbe! Es ist eine Schande, wenn immer noch viele von uns zwar die Mythologie der Griechen und Römer an den Fingern herzuzählen wissen, in unserer eigenen aber sich fremd fühlen wie in böhmischen Wäldern. Denn wer sich mit ihr vertraut macht, der wird bald erkennen, daß wir alle Ursache haben, stolz zu sein auf unsere Vorväter, deren Göttersage an Tiefsinn der Naturbetrachtung hinter keiner anderen zurücksteht, alle aber weit übertrifft in jener stolzen, bei gewaltigstem Ernste doch zugleich bis zum Uebermuth heiteren Ergebung in das tragische Menschenloos, also in unbeugsamer Tapferkeit

der Gesinnung, vermöge deren der germanische Stamm sich schon im Jugendalter berufen erwies zur Herrschaft über die Erde, die er nun mit Riesenschritten nicht erobernd, sondern erwerbend antritt.

Zehnter Brief.

Der betrogene Baumeister. — Der Hammer des Donnergotts.

Sie kennen ohne Zweifel eine der vielen Sagen von Bauwerken des Teufels. Denn in Ländern, die von Germanen bewohnt sind oder einst bewohnt waren, gibt es kaum einen Gau, eine größere Stadt, wo nicht eine Brücke, eine Burg, eine Kirche vom Volksmunde für ein Werk des bösen Feindes erklärt würde. Wie verschieden diese Erzählungen auch lauten, ein Grundzug ist ihnen allen gemeinsam. Der Teufel erbietet sich unter einer arglistig gestellten Bedingung, die meistens auf Kaperung einer armen Seele abzielt, das ohne ihn unmöglich scheinende Werk zu Stande zu bringen. Wann es aber vollbracht oder doch fast vollbracht ist, dann wird er um seinen Lohn

betrogen, indem man ihm mit einem Wortkniff das Versprechen in ungewünschter Weise hält und ihm z. B. statt der Menschenseele die eines Hundes oder Hahnes als Beute preisgibt, oder indem man ihn durch eine List verhindert, irgend eine letzte Kleinigkeit des übernommenen Baues vollkommen fertig zu bringen.

Alle diese Localsagen sind Aenderbildungen einer und derselben, uns in der sogenannten jüngeren oder prosaischen Edda erhaltenen altgermanischen Göttermythe:

Als die Götter die Wohnwelt für die Menschen, den Garten der Mitte, geschaffen und für sich Walhall gebaut hatten, da erschien ein Baumeister und erbot sich, binnen anderthalb Jahren eine Burg zu errichten, die fest genug sein solle, um den Gebirgs- und Frostriesen Widerstand zu leisten, auch wenn sie in Mittgart eindrängen. Zum Lohn aber bedang er sich die Göttin Freya und, als ihre Mitgift, die Sonne und den Mond. Da den Göttern solch eine Burg begehrenswerth schien, saßen sie zu Rath über das Anerbieten und beschlossen endlich, darauf einzugehen, wenn sich der Baumeister von der verlangten Zeit so viel abhandeln lasse, daß er, nach ihrer Schätzung, unmöglich ganz fertig werden könne. Ueberdies müsse er sich verpflichten,

sich bei der Arbeit von Niemandem helfen zu lassen. In dieser Weise, ward ihm eröffnet, habe er die Burg im Laufe eines einzigen Winters herzustellen; fehle am ersten Sommertage das Geringste an ihrer Vollendung, so gehe er des Lohnes quitt. Das verkürzte Zeitmaß ließ er sich gefallen; dagegen bestand er auf der Befugniß, seinen Hengst, Namens „Swadilfari“, zum Herbeischaffen des Baumaterials verwenden zu dürfen. Auf den Rath Loki's, des steten Störenfrieds und spottenden Verneiners unter den Göttern, ward ihm das zugestanden, der Vertrag vor Zeugen abgeschlossen und mit schweren Eiden bekräftigt. Bald aber sollten die Götter sehen, wie sehr sie sich geirrt mit ihrer Zuversicht, daß Ein Winter zur Vollendung des Werkes nicht genügen werde. Denn am ersten Wintertage nahm der Meister den Bau in Angriff und in der Nacht schleppte „Swadilfari“ solche Massen riesiger Baustücke herbei, daß sich die Burg nur allzu rasch emporthürmte.

Als der Winter auf die Neige ging, da war die Veste schon hoch und stark genug, um jedem Angriffe zu widerstehen, und drei Tage vor Sommeranfang fehlte nur noch das Burgthor. In der Angst, Freya nebst Sonne und Mond zu verlieren, drohten sie dem Loki, dem Ur=

heber alles Uebels, weil er dazu gerathen, die Mitarbeit des Rosses zuzulassen, grausamen Tod, wenn er nicht helfe, den Vertrag null und nichtig zu machen. Da verwandelte sich Loki in eine Stute, und als der Baumeister nochmals nach Steinen ausfuhr, kam er solchergestalt dem Swadilfari aus einem Walde wiehernd entgegen gelaufen. Der Hengst wurde wild und zerriß die Stränge. Von seinem Herrn umsonst verfolgt, lief er der Stute nach in den Wald und raste da mit ihr umher die ganze Nacht hindurch. So konnte nächsten Tages an der Burg nicht weiter gearbeitet werden. Durch seine ungestüm ausbrechende Wuth verrieth sich der Baumeister als selbst gehörig zu den Frostriesen, gegen welche er ein Bollwerk zu liefern verheißen hatte. Die Götter entdeckten den beabsichtigten Betrug und hielten sich fürder nicht gebunden durch die geschworenen Eide. Sie riefen Thôrr, den Donnerer, zurück aus dem fernen Osten, wo er mit Riesen kämpfte. Kaum war sein Name ausgesprochen, so stand er auch schon bei den Göttern, und statt Freyas nebst Sonne und Mond war des Riesen Lohn ein Schlag des Hammers Miöllnir, des Zermalmers, welcher ihm den Schädel in kleine Stücke zerschmetterte.

Mit dieser Mär stehen wir bereits im Innersten der germanischen Göttersage. Zugleich enthält sie schon den Keim, aus welchem sich die Heldensage und ein Hauptmotiv unseres Epos entwickelt hat.

Ihre Bedeutung ist sehr durchsichtig. Der als Baumeister verkappte Riese ist der Winter. Da sehr oft, wie schon bei den Griechen, die Stürme und Winde sinnbildlich durch Rosse bezeichnet werden, so ist sein Hengst der eisige Nord oder Nordost, was schon der Name beweist, denn Swadilfari ist der Eis- oder Schollenfahrer. Die zu erbauende Schirmburg ist die Eis- und Schneebedeckung. Ihre Erbauung kann den guten Göttern erwünscht sein, denn sie schützt in der That vor den Frostriesen, insofern die Schneehülle den Boden vor zu tiefer Erstarrung, die Saat vor dem Ausfrieren sichert. Sie schützt auch vor den Bergriesen, insofern die Erstarrung der Ströme und Bäche das Wohnland während des Winters behütet vor Ueberschwemmung und Verschüttung durch Wildwasser und Runsen aus dem Gebirge. Freya ist wie die griechische Hera vor Allem die Personification des blauen, wolkenlosen Himmels. Diesen mit undurchsichtigem Nebel und Schneegestöber ganz in Beschlag zu nehmen und damit

auch Mond und Sonne verschwinden zu lassen, ist ja das Trachten, welches dem nordischen Winter zeitweise wirklich gelingt. Loki nun, der stets das Ende, die Neige der Dinge, den Untergang betreibt, bedeutet auch, wie Sie das im Folgenden noch deutlicher sehen werden, die Gegend des Unterganges, den Westen. Daß er, in eine Stute verwandelt und als solche ebenfalls einen Wind vorstellend, mit dem Hengst Swadilfari im Walde herumjagt und ihn ablockt vom Herbeiflößen weiterer Eisschollen, verbildlicht den die Wälder durchsausenden Kampf der nordöstlichen kalten mit der südwestlichen warmen Luftströmung und den Sieg der letzteren in den Stürmen der Tagundnachtgleiche, welche dem nordischen Winter ein Ende machen. Gänzlich niedergeworfen ist aber dieser nicht eher, als bis für den Norden mit dem ersten Gewitter die Sommerzeit anhebt.

In der Umbildung der Götter- zur Heldensage, die sich an erhaltenen Denkmalen bei keinem anderen epischen Volke so genau von Stufe zu Stufe verfolgen läßt, wie gerade beim jüngsten derselben, bei den Germanen, geht nun schon eine Strecke weiter eine Aenderbildung ganz derselben Mär, der wir begegnen in einem wohlerhaltenen

und zugleich künstlerisch recht vollendeten Eddaliede, dem von der Heimholung des Hammers. Erst in der Folge werden Sie merken, wie sehr es zur Sache ist, wenn ich dasselbe nach meiner Uebersetzung auszüglich hier mittheile und deute.

Wüthend war Wingthôrr, als er erwachend
Seinen Hammer vermißt' und nirgend bemerkte.
Den buschigen Bart und das Scheitelhaar schüttelnd
Sucht' ihn umsonst der Sohn der Erde.

Er wendet sich alsbald an Loki:

„Nun lausche mir, Loki, und laß Dir sagen,
Was nirgend auf Erden vernommen wurde
Noch im hohen Himmel: Man stahl mir den Hammer."

Loki eilt alsbald zur Freya und leiht sich ihr Federhemd.

Da flog nun Loki; das Flughemd rauschte,
Bis er hinter sich hatte der Asen Gehege
Und rasch erreichte das Land der Riesen.

Auf hohem Hügel saß Thrym, ihr Beherrscher.
Er flocht seinen Hunden goldenen Halsschmuck
Und strählte den Mähren die struppigen Mähnen.

Auf die Frage Thrym's, was er in Riesenheim wolle, erwidert Loki:

„Den Alfen geht's schlecht und schlimm den Alfen.
Du hältst wohl verheimlicht den Hammer des Blitzherrn?"

Thrym:

„Ich halte verheimlicht den Hammer des Blitzherrn.
Acht Rasten ruht er unter der Erde
Und wieder bekommen wird ihn Keiner,
Der nicht Freyan herbringt und mir zur Frau gibt."

Loki kehrt zurück und meldet, was er erfahren. Thôrr eilt zu Freya und sagt:

„Hülle Dich, Freya, in Hochzeitsleinen;
Wir zwei wollen reisen in's Riesenland."

Da entbrannte Freya zu brausendem Zorne;
Es bebte der Saal der Asenversammlung,
Ihr fiel von der Brust der funkelnde Brising.

Freya:

„Du müßtest meinen, mannstoll sei ich,
Wenn in's Reich der Riesen mit Dir ich reiste."

Nun erwogen weislich die waltenden Götter
Wie man den Hammer wieder hole.
Da redete Heimdal, der hellste der Asen:
„Hüllen wir Thôrr in Hochzeitsleinen;
Ihm schmücke die Brust das Geschmeide Brising;

Ihn mögen umklingen klirrende Schlüssel,
Ihm Weibergewande die Kniee umwallen.
Mit stattlichen Steinen besteckt ihm den Busen
Und schlingt ihm den Schleier geschickt um die Schläfen."

Nach einigem Sträuben fügt sich Thôrr diesem Vorschlag, weil ihm Loki vorstellt, es würde den Riesen sonst

„gar bald zur Beute die Burg der Asen,
Holtest du dir deinen Hammer nicht heim.
Ich ziehe mit dir als deine Zofe;
Wir reisen zusammen nach Riesenheim."

Nun wurden alsbald geholt die Böcke,
An die Schwengel gespannt zu geschwindem Laufe.
Die Felsen zerfielen, die Funken stoben
Als Odin's Sproß in's Riesenland sprengte.

Thrym sieht erfreut die vorgebliche Freya gefahren kommen und befiehlt:

„Nun rührt euch, Riesen, errichtet Bänke
Und bringt mir Freyan als meine Braut her.
Hier gehn mir und kommen Goldhornkühe
Und rabenschwarze Rinder, der Stolz der Riesen.
Was ich entbehrt, war nur Freya zur Buhle."

Sie kamen gezogen zeitig am Abend.
Man füllte mit Bier den Riesen die Becher.

Einer der Gäste aß einen ganzen
Ochsen auf nebst acht von den Lachsen
Und die süßen Sachen für Frauen sämmtlich.
Drei Mulden Methes trank Sifs Gemahl.

Thrym:

„Sah man junge Frauen wohl je so gefräßig
Und die Massen von Meth zur Vermählung trinkend?“

Doch die zierlich zur Seite sitzende Zofe
Erklärt' es dem Riesen mit kluger Rede:
„Acht Nächte schon nichts genossen hat Freya
Vor unsäglicher Sehnsucht euch zu besuchen.“

Thrym liftete, lüstern nach Küssen, das Leintuch,
Doch entsetzt fuhr er auf bis zum Ende des Saales:
„Wie funkeln so furchtbar die Augen Freyas!
Ich glaube, sie glänzen von lodernder Gluth.“

Da trat Frau Trübsal, die traurige Schwester
Des Riesen heran und richtete Bitten
Um ein Brautgeschenk an des Bruders Verlobte.

Dann redete Thrym, der Riesen Thronherr:
„Bringet den Hammer, die Braut zu weihen;
Leget der Maid in den Schooß den Zermalmer
Und weihet uns Beide zum währenden Bunde.“

Wie lachte vor Wonne der Wetterleuchter
Als er, heiß im Herzen, erkannt seinen Hammer!

Erst traf er zum Tode Thrym den Thursen
Und erschlug dann das ganze Riesengeschlecht.
Die betagte Frau Trübsal auch traf er tödtlich;
Statt Schillinge schenkt er ihr schallende Schläge,
Statt Handgeschmeides zerschmetternde Hiebe.

So holte sich Thôrr den Hammer einst heim.*)

Nach der Mär vom Baumeister Winter werden Sie den Sinn wenigstens der Hauptzüge dieses Liedes schon errathen haben. Doch gebe ich noch die Deutung, und in allem Wesentlichen nach Uhland's tiefer und feinsinniger Schrift „Die Sage von Thôrr", einem der köstlichsten Kleinode unserer Literatur, in seiner Art durchaus einzig dastehend vermöge der gleichmäßigen Verbindung umfassender und gewissenhafter Forschung mit dem genialen Blick des Poeten, ohne den auf diesem Felde auch die erstaunlichste Gelehrsamkeit mehr Unkraut als volle Aehren einheimst.

Der Name jenes Fürsten der Thursen, das ist Riesen, Thrym, hat gleiche Wurzel mit unserem „Dröhnen" und „Trommel", englisch drum. Er ist der Ge-

*) Vollständig findet man dies Lied in meiner Sammlung „Strophen und Stäbe."

bieter der tobenden Winterstürme. Unser Lied schildert ihn als auf einem Hügel sitzend. Damit ist angedeutet, daß er auf den Höhen des Gebirges walte. Die Hunde, welchen er goldene Halsbänder anlegt, und die Rosse, deren Mähnen er strählt, bedeuten seine heulende wilde Sturmjagd. Seine Lieblinge, die goldhornigen Kühe und ganz schwarzen Rinder, sind die licht gezackten und gesäumten finstern Sturmwolken, wie auch der Riese Snio, der Schnee, ein Wolkenhirt genannt wird. Daß Thrym jetzt zu Hause ist und seine Heerde aus dem Gebirge heimkehrt, bezeichnet als die Jahreszeit der Handlung den Frühling. Thôrr ist der Gott des Ackerbaues, dessen fruchtbringende, die Erde zum Anbau vorbereitende Thätigkeit sich vorzüglich offenbart im Gewitter und seinem Regen. Seine Gemahlin ist die Saat, als die zahlreichste der Familien Sif genannt, das ist Sippe.*) Er hat geschlafen, denn im Winter gibt es in der Regel kein Gewitter. Sein Hammer, der im Blitz niederfahrend gedachte Donnerkeil, ist ihm gestohlen von Thrym. Acht

---

*) Vergleiche meine poetische Ausführung im zweiten Räthsel der Brunhild, Nibelunge, Sigfridsage, Gesang XIV.

Kasten tief hat ihn dieser verborgen, weil die gewitterlose Zeit im Norden acht Monate zu dauern pflegt. In der Göttin Freya ist wieder der Glanz und die Wärme des wolkenlosen Himmels der schönen Jahreszeit personificirt. An sie wenden sich der Donnergott und sein Begleiter zunächst, um die heilvolle Waffe wieder zu erlangen. Der Aufbruch warmer Witterung nach Norden erfolgt unter Stürmen und Bewölkung: das wird ausgedrückt durch Freya's zorniges Aufbrausen, welches den ganzen Göttersaal erbeben macht. Als Göttin der Luft besitzt sie ein Fluggewand, nach der jüngeren Edda eine Falkenhaut. Ihre Wohnung heißt fölkvangr, Volksaue, die große Allmende, welche für alles Volk Raum hat, und in gleichem Sinne ihr weiter und schöner Saal sessrymnir, der sitzgeräumige.

Von den in der Schlacht Fallenden, die als Einherier zu Odin kommen, nimmt sie die Hälfte, worunter aber nicht die halbe Zahl der Personen zu verstehen ist, sondern die Hälfte von jedem Einzelnen: die Seelen fahren zu Odin, während die Leiber mit dem Rauche des Scheiterhaufens in die Luft aufgehen. Ihr funkelnder Schmuck ist der hellste Stern des Himmels, die Venus. Die Aus=

legung seines Namens Brising ist noch zweifelhaft; er bedeutet entweder „glühroth“ oder: verfertigt vom Zwergengeschlechte der Brisinge. Um diesen Schmuck streiten sich nach der jüngern Edda Heimdal, der Gott der Frühe, und Loki, der Gott des Unterganges, der auch das Ende des Tages bedeutet. Letzterer versteckt das Kleinod hinter Meeresklippen; aber Heimdal erlangt es wieder. Das heißt: der Abendstern, wann er am westlichen Horizonte verschwunden und einige Zeit unsichtbar gewesen ist, wird wieder sichtbar als Morgenstern.*) In unserm Liede fällt er ihr von der Brust, das heißt das Sturmgewölk macht ihn verschwinden mit allen anderen Sternen. Den Hammer will Thrym nur herausgeben, wenn die schöne Freya sein Weib werde. Der Winter hat sich, nach Goethe's trefflich hieher passendem Ausdrucke, zurückgezogen in ferne Berge. Er möchte aber von dort aus den ganzen Himmel in Beschlag nehmen mit seinem Sturmgewölke. Das eben muß nun Thôrr verhindern gehen, verkleidet in Freya's Gewande; das heißt: mit dem Frühlingswetter dringt die Sonnenwärme nach Norden vor und bis in die Ge=

*) Ausgeführt im ersten Räthsel der Brunhild, am o. a. O.

birge. Von einem Hammerschlage liegt der Riese getödtet am Boden — der Winter ist überwunden mit dem ersten Gewitter. Thrym's elende Schwester, welche den Thôrr anbettelt und von ihm mit erschlagen wird, bedeutet, wie es schon meine Nachbildung des Namens ausdrückt, die Noth und Armuth des Winters, die mit diesem zugleich ihr Ende erreicht.

Eine Dichtung, welche das heiterste Spiel des Humors verbindet mit einer so tiefsinnigen Symbolik, dabei aber nichts merken läßt vom steifen Lehrton, in den Allegorieen sonst so leicht verfallen, sondern die Elemente verwandelt in anschauliche Gestalten und ihren Kampf in eine rasch verlaufende Handlung, die den Hörer fesselt und unterhält, auch wenn er noch keine Ahnung davon hat, daß sie zugleich ein lösbares artiges Räthsel einschließe: — eine solche Dichtung darf man wohl bezeichnen als ein Meisterstück, geeignet, uns mit hoher Vorstellung zu erfüllen von der epischen Kunst der alten Germanen.

Dies Beispiel hat Ihnen gezeigt, wie des Menschen Einbildungskraft Götter gebiert aus der Betrachtung der Erscheinungen der Natur, und wie sie das Spiel ihrer

Kräfte umsetzt in ein märchenhaftes Drama zwischen diesen menschenähnlich vorgestellten Göttergestalten.

An einer dritten und vierten Variation wiederum desselben Märchenthemas wird mein nächster Brief Ihnen zeigen, wie diese Göttergestalten einen weitern Schritt thun entgegen der völligen Vermenschlichung, ihrer selbst zu den Helden des Epos, ihres noch natursymbolischen Handelns und Leidens zu den Empfindungen, Thaten und Schicksalen dieser Helden.

Elfter Brief.

Die Entführung Idunas. Freyr und Gerda.

Sie haben in den Mären vom betrogenen Baumeister und von der Zurückholung des Hammers den Hauptwechsel der Jahreszeiten verbildlicht gesehn. Einen anderen jährlichen Wechsel, der sich im Spätherbst und Frühling vollzieht, symbolisirt die sehr ähnliche Göttersage von der Entführung und Befreiung Idunas. Sie ist als Märchen seltsam und vergnüglich zu lesen und so ausgeführt finden Sie dieselbe in meiner Sammlung „Strophen und Stäbe". Für meinen gegenwärtigen Zweck: Ihnen die stufenweise Umwandlung der Götter- in die Heldensage deutlich zu machen, genügt aber die auszügliche Mittheilung und Deutung der letzten Hälfte.

Loki hat dem adlergestaltigen Sturmriesen Thiassi versprechen müssen, ihm zur Entführung Idunas zu verhelfen. Er erzählt also der Göttin, er habe im Walde einen Baum gefunden mit Aepfeln, weit schöner noch als die in ihrem Garten gewachsenen. Neugierig und zum Vergleich ihre Aepfel mitnehmend, folgt sie ihm in den Wald. Dort aber erscheint Thiassi in Adlergestalt, ergreift die schöne Göttin und trägt sie fort in's Riesenland.

Den Göttern erging es nun sehr übel. Nur weil sie täglich gegessen von den Aepfeln Idunas, waren sie bisher jugendlich schön und stark geblieben. Jetzt begannen sie zu altern und bekamen graue Haare. Nachdem sie ermittelt, daß Iduna nicht wiedergekehrt vom Ausgange mit Loki, ergriffen sie diesen und bedrohten ihn mit Folter und Tod, bis er, seiner steten Doppelseitigkeit entsprechend, gelobte, die Walterin der Verjüngung aus Riesenheim zurückzuholen, wenn ihm Freya ihr Falkenflughemde leihen wolle. Mit diesem angethan flog er nach der Behausung Thiassis, der gerade in's Meer hinausgerudert war und Idun zu Hause gelassen hatte. Loki verwandelt die Göttin in eine Nuß und fliegt mit ihr zurück so schnell

er vermag. Aber Thiassi kehrt heim, legt sein Adlerhemd an und verfolgt ihn mit Adlergeschwindigkeit. — Erwartungsvoll von Asgart ausschauend sehen die Götter Lokin als Falken, die Nuß in der Kralle, dahergeflogen kommen, den verfolgenden Aar aber schon dicht hinter ihm. Da gehn sie hinaus mit einer Tracht Hobelspäne und zünden diese an, als sich der Falke eben innerhalb der Burgmauer niederläßt. Dem in der Verfolgung ungestüm nachschießenden Adler schlägt das Feuer entgegen; mit versengten Flügeln stürzt er zu Boden und wird von den Göttern erschlagen.

Der Name Idun bedeutet Wiederkehr, Erneuerung, Verjüngung. Sie ist die Personification des Pflanzenwachsthumes, des Wiesengrüns, des Laubes und der Früchte der Bäume. Wann sie Aepfel hat, also in der Zeit der reifen Früchte, im Herbst, wird sie von Loki als dem Sommerendiger dem adlergestaltigen Sturmriesen Thiassi zugeführt und von diesem aus dem Walde geraubt, d. h. im Herbst weht der Wind Blätter und Früchte von den Bäumen. Wann sie, die Verjüngerin, fehlt, bekommen die Götter graue Haare, d. h. die ganze Natur, deren Vertreter sie sind, scheint zu altern.

Lokis innerstes Wesen hat Goethe getroffen mit dem Spruch:

Denn Alles was entsteht
Ist werth, daß es zu Grunde geht,

wie denn überhaupt sein Mephistopheles deshalb so volksthümlich geworden, weil er nichts anderes ist, als eine wenig bewußte, aber aus Erberinnerung entsprungene Erneuerung des altgermanischen Loki-Volant. Dieser wird, wie im Herbst der Endiger des Sommers, im Frühling auch wieder zum Winterendiger und muß, ganz wie im Liede von der Heimholung des Hammers, in Freyas Falkenhaut Idun zurückschaffen; d. h. wann der Südwest dem Norden Wärme und blauen Himmel gebracht, dann erneut sich mit dem Frühling auch das Grün der Wiesen und Wälder. Loki verwandelt Idun in eine Nuß *), weil in dieser die Auferstehung des Baumes

---

*) Ein amerikanisches Blatt, The Independent, hat jüngst eine recht gewandte, theilweise sogar stabreimende englische Nachbildung meines Liedes „Der Raub Idunas" gebracht, von Sylvester Baxter. Wenn sich derselbe aber erlaubt, Idun durch Loki in eine Schwalbe und nur ihre Aepfel in Wallnüsse verwandeln zu lassen, so ist damit ein Augenpunkt des Liedes ausgelöscht und, wie man aus obiger Darstellung ersieht, ein wesentlicher Zug der mythischen Symbolik fortgefälscht.

gesichert, im Saamen überhaupt der ganze Lenz und sein Wachsthum lebendig aufbewahrt ist, so daß man von unserer Sage behaupten darf, sie selbst sei die ganze germanische Jahreszeitenpoesie in nuce. In dem Feuer, welches dem verfolgenden Adler die Flügel verbrennt, erkennt man leicht die Sommerwärme, die den Frühlingsstürmen ein Ende macht. Natürlich ist es dann wieder der Donnergott, der den gefallenen Riesen mit seinem Hammer todtschlägt, d. h. den Sieg des Sommers mit einem Gewitter vollständig macht.

Durch die Bekanntschaft mit diesen drei Naturmythen vom betrogenen Baumeister, vom wiedergewonnenen Blitzhammer und von der Entführung und Wiederbefreiung Idunas sind Sie nun genügend vorbereitet, um in einer vierten Mär das Mittelglied zwischen der Götter- und Heldensage zu betrachten. Es ist die Sage, von Freyr und Gerda. Sie werden in ihr wieder den Jahreszeitenwechsel verbildlicht finden, aber in der Vermenschlichung des märchenhaften Dramas so weit vorgerückt, daß sich Ihnen das Zusammentreffen ihrer Grundzüge mit denen der Sigfridsage von selbst aufdrängen wird. Noch

sind Götter die Träger der Hauptrollen; aber was sie spielen ist schon der Kern unseres Nibelungen-Epos.

Die Edda erwähnt mehrmals eines Krieges zwischen den Asen und den Wanen. Derselbe bezeichnet jenen Fortschritt der religiösen Anschauungen von der Personification der reinen Naturmächte zur Personification der Mächte des menschlichen Gemüths, der Empfindungen und Leidenschaften, Begierden und Wünsche; denselben Fortschritt also, den Sie für die Griechen aus meinem zweiten Briefe schon kennen als die religiöse Leistung der homerischen Poesie. Dabei geht die elementare Bedeutung der Götter nicht verloren; aber sie tritt in nähere Beziehung zu den Bedürfnissen des Menschen. Die Götter vergeistigen und vermenschlichen sich; sie erleben menschliche Schicksale und Abenteuer. Dargestellt aber wird diese Verwandlung nicht als Veränderung eines und desselben Gottes, sondern als Ablösung einer älteren Göttergestalt in einem Theil ihres Amtes durch einen jüngeren, neu hinzugekommenen Gott.

Ein solcher ist Freyr, deutsch Frô, im Verhältniß zu Odin-Wodan. Letzterer war als Elementargott der Atmosphäre und des Himmels ursprünglich auch Gott der

Sonne, welche wir schon kennen gelernt als eines seiner Augen. Dies sein Sonnenamt, namentlich in Bezug auf den Menschen, die vom Sonnenschein bedingte Herrschaft über Witterung und Wachsthum, tritt er ab an seinen wanischen Nachfolger Freyr. Unsere Sage trägt deutliche Spuren, daß sie sich ursprünglich auf Odin bezogen hat und beginnt auch ausdrücklich damit, daß Freyr den Himmelsthron besteigt, der so lange dem Odin allein vorbehalten gewesen.

Beim Friedensschluß, erzählt die Edda, waren die Wanen Freyr und Freya von den Asen in ihren Götterkreis aufgenommen worden. Seitdem herrscht Freyr als ihr trefflichster über Sonnenschein, Regen und Wachsthum der Erde. Sein Hauptfest ist das Julfest, das den Sieg des Lichtes feiert, weil in der Weihnachtszeit die Wiederzunahme der Tage beginnt. Seinen Wagen zieht der Eber Gullinburst, d. h. der goldborstige, als neues Sinnbild der Sonne. Deshalb erhält noch heutigen Tages die Weihnachtsstolle an manchen Orten die Form eines Eberkopfes, und nicht ohne Grund hat man die Vermuthung ausgesprochen, daß die kerzendurchschimmerten, auch wohl mit Goldschaum verzierten Nadeln der Weih-

nachtstamme ursprünglich die Goldborsten des Sonnenebers versinnbildlichen sollten. Wie für Odin den Wetterspeer Gungnir und den Ring Draupnir, den Tröpfler, den wir in unserem Liede in den Besitz Freyr's übergegangen sehen werden, für Thôrr=Donar den Blitzhammer Miöllnir, d. i. Zermalmer, so haben die Zwerge für den Freyr als sein besonderes Kleinod das Schiff Skidbladnir verfertigt, das mit immer günstigem Fahrwinde Meer und Lüfte durchsegelt und sich wie ein Tuch zusammenfalten läßt, bis zu gänzlicher Unsichtbarkeit. Aus meinem vierten Briefe werden Sie sich erinnern, daß es nichts anderes ist, als die Seglerin der Lüfte, die Wolke, auch daß sich eben dies Schiff in die unsichtbarmachende Tarnkappe Sigfrids verwandelt hat, obwohl in Verbindung mit dieser auch vom Wolkenschiffe selbst sogar im Nibelungenliede des Mittelalters noch eine Spur übrig geblieben. Aventiure VIII, I. Sifrit . . . gie in siner tarnkappen da er daz schiffel vant . . . Er fuortez also balde, sam ob ez waete der wint.

Nach diesen Vorbemerkungen mache ich Sie nun bekannt mit der Sage von Freyr und Gerda durch Aus=

zug meiner Uebersetzung und durch Deutung des Edda-liedes: För Skirnis, die Fahrt Skirnirs.

Freyr hatte sich auf den Himmelsthron Hlidskialf, den Hochsitz, die Umschauwarte *), gesetzt und überschaute alle Lande. Er sah nach Riesenheim und erblickte dort eine Jungfrau, die eben aus dem Hause ihres Vaters in die Frauenwohnung ging. Darob ergriff ihn ein mächtiges Gemüthsweh. Skirnir hieß Freyr's Begleiter (scôsveinn, Schuh-Diener, ungefähr engl. footman, Laufbursch). Dieser nun versuchte den Grund seiner Schwermuth von ihm zu erfahren:

Erhabner Beherrscher **) der Götter, enthülle
Was ich wünsche zu wissen:
Was sitzest du einsam im endlosen Saal?

---

*) Die Vorstellung von diesem Sitz hat sich erhalten in unserm Märchen vom Schneider, der im Himmel den Stuhl Gottes besteigt und nun, Alles auf Erden wahrnehmend, den Fußschemel hinunterwirft nach einer ihm bekannten Waschfrau, die eben ein Hemde stehlen will. — Man wird im Folgenden sehn, daß auf den Schneider, als einen der die Scheere führt, möglicherweise die Bedeutung des Namens Skirnir übergeleitet hat.

**) Diese Anrede ist eine der oben erwähnten Spuren, die es wahrscheinlich machen, daß in der ursprünglichen Gestalt des Liedes der Götterkönig Odin die Rolle des Freyr spielte.

Freyr:

Wie sollt' ich wol sagen dir jungem Gesellen
Den Grund meines Grames, der gar so groß ist?
Die Länderbeleuchterin leuchtet alltäglich,
Nur mir nie zur Lust.

Skirnir:

Nicht so schwer kann dein Gram sein, ihn mir zu verschweigen.
Wir verlebten die Jahre der Jugend zusammen:
So ziemet dir Zutraun.

Freyr:

Eine minnige Maid
Hab' in Gymir's Gard ich gehen gesehen.
Ihre leuchtenden Arme ließen die Lüfte
Und Fluthen flimmern.
Nun lieb' ich das Mädchen mehr als ein Jüngling
Jemals geliebt im Lenze des Lebens.
Doch alle die Asen und Alfen verbieten
Uns beiden den Bund.

Skirnir:

So gib mir dein Roß, den Rauch zu durchreiten
Und den Zauberglutzirkel;
Auch das Schwert, das von selbst sich schwingt, um siegreich
Mit ihm zu erschlagen das Riesengeschlecht.

Auf diesem Roß und mit diesem Schwerte ritt nun Skirnir in's Riesenland und bis an den Hof Gymir's. Da waren wüthige Hunde gebunden vor die Pforte des Zaunes von Scheiten, der den Saal Gerdas einschloß. Er ritt dahin, wo ein Viehhirt auf dem Hügel saß und fragte ihn, wie er an den Hunden vorbei zur Tochter Gymir's gelangen könne.

Der Hirt:

Bist du ein Sterbender oder gestorben schon?
Mit der göttlichen Jungfrau, der Gymirstochter,
Worte zu wechseln ist ewig verwehrt.

Skirnir:

Kühnheit macht stark und ist besser als Stöhnen
Für Sterbensbereite.
Mit dem Loose meines Lebens ward mir ja längst schon
Einer der Tage zum Tode bestimmt.

Nun geht das Lied zu Gerda über. Sie fragt ihre Magd, was das Getöse draußen zu bedeuten habe, von welchem

der Boden erzittert und alle Gebäude
Gymirs erbeben.

Sie vernimmt, ein Reiter sei draußen vom Sattel gestiegen.

Gerda:

In den Saal hier ersuch' ihn zu treten und zu trinken
Den Meth ohne Mischung, obwohl ich in dem Manne
Den Mörder des Bruders Beli vermuthe.

Skirnir tritt ein. Gerda fragt, wie er allein durch das lodernde Feuer geritten sei und was er wolle. Da bietet ihr Skirnir, wenn sie erkläre, daß ihr Freyr der liebste Lebensgenosse sein würde, eilf goldene Aepfel und den Ring, welchen einst Odin seinem Lieblingssohne Balder in's Leichenfeuer gelegt habe, den Draupnir, der jede neunte Nacht acht ähnliche träufele. Als sie sich weigert, droht er mit dem Schwert. Doch sie erwidert:

Ich duld' es niemals, daß einer mich nöthigt
Zu Mannesminne.

Jetzt nimmt er seine Zuflucht zu einer ganzen Reihe von Zauberdrohungen, die darauf hinauskommen, daß ihr Unfruchtbarkeit, Oede, Gefangenschaft in Felsenwildnissen und Wüsteneien bevorstehe, wenn sie Freyr's Werbung ausschlage, z. B.

Du wirst dörren wie die Distel, die das Dach am Giebel
Als Stelle gewählt, um Wurzel zu schlagen.

Nun entgegnet ihm endlich Gerda:

Nein, sei mir willkommen und nimm den Kelch hier
Der von Eis geformt doch mit Firnmeth gefüllt ist.

Skirnir:

Ich will meiner Werbung Erfolg erst wissen.
Wann bist du geneigt, ihm zu nahen in Liebe?

Gerda:

„Baumgrün“ heißt — und wir kennen ihn Beide —
Der Wald der stillen Wege.
Nach neunen der Nächte dort nahen dem Freyr
Wird Gerda und ihm gönnen die Lust der Liebe.

Als nun Skirnir, zu Freyr zurückgekehrt, diese Zeilen wörtlich wiederholt, da spricht Freyr nur noch seine Ungeduld aus, daß er so lange warten solle: minder lang sei ihm mancher Monat vorgekommen als

Die Hälfte einer Nacht voll heißen Begehrens

und damit bricht das Lied ab. Wir wissen aber anderweitig, daß nach neun Nächten Freyr seine Braut Gerda im grünenden Hain findet und ihre Hochzeit von allen Göttern und Göttinnen gefeiert wird.

Wie in der Mär von der Heimholung des Hammers die segensreiche, dem Ackerbau förderliche Gewitterkraft,

in der von Idunas Entführung und Rettung das Pflanzenleben, so wird hier eine Göttin von nächst verwandter, ja, gleicher Bedeutung befreit aus der Gefangenschaft der Wintermächte des Nordens. Ihr Name Gerda ist im Deutschen erhalten in „Gerte" d. i. ein noch grüner Schößling eines Strauchs oder Baumes. Nun heißt sie zwar in unserem Liede die Tochter Gymir's, eines Sturm- und Frostriesen; denn das Brausen des Meeres wird in der Edda „Gymir's Lied" genannt, und denselben, mit dem des Ur- und Chaos-Riesen Ymir fast übereinstimmenden Namen führt auch der feindliche Riesengott des winterlich stürmenden Meeres, Oegir, der germanische Okeanos, und sein Sohn ist Beli, d. i. der brüllende, der Nordsturm, welcher im Herbst die Sonnenwärme besiegt und im Frühling umgekehrt von ihr besiegt wird. Allein dieser Tochterschaft Gerdas und ihrer Verschwisterung mit den Wintermächten widerspricht es, daß sie offenbar in Gefangenschaft gehalten wird, durch einen hölzernen Zaun, durch eine Wache wüthender Hunde und ein rings um ihre Wohnung loderndes Feuer, den Zauberglutzirkel. Ich glaube daher, daß die Sage in ihrer älteren Gestalt ebenfalls begonnen hat mit einem Raube der Gerda und

daß erst später an Stelle des Geraubtseins die Verwandtschaft getreten ist.

Die vom Winter in Fesseln geschlagene, pflanzenbildende, lebenzeugende Erdkraft also ist Gerdas Bedeutung. Freyr, der germanische Apollo, welcher ganz wie dieser griechische Vetter den pythischen Drachen, so den Sturmriesen Beli erlegt hat, erblickt sie, als er vom usurpirten Thron Odin's nach Norden schaut. Indem die Jungfrau ihre weißen Arme erhebt sieht er von ihrem Wiederschein Luft und Meer beleuchtet. Damit gemeint ist das Nordlicht, in welchem ja auch unsere Wissenschaft die Ausstrahlung einer Erdkraft, des Magnetismus, zu erkennen glaubt. Die zitternden Flammen, die es vom Horizont zum Zenith emporschießt, anzuschauen als die Arme, welche die wintergefangene Erdgöttin hülfeflehend und liebesehnend ausstrecke nach ihrem Erlöser, dem sommerlichen Sonnengott im fernen Süden: das ist ein dichterischer Gedanke von so blendender Pracht und hinreißender Schönheit, daß man dreist behaupten darf, kein anderes Volk habe ihm einen ebenbürtigen an die Seite zu stellen. Einen Versuch, dies unvergleichliche Kron-

juwel zu fassen, finden Sie in meinem dritten Räthsel der Brunhild:

Er sieht eine Jungfrau im Reiche der Jöten,
Von Feinden gefangen und hart gefesselt,
Von Wächtern bewacht in brauner Umwallung.
Doch dahinter erhebt sie nun hoch gen Himmel
Ihre hellen Hände und winkt ihn zu Hülfe.
Da durchflimmern die Lüfte liebliche Flämmchen,
Da blinken und blitzen, nun blaßgelb, nun blutroth
Vom schönen Scheine, der ihr entschimmert,
Die weiten Gewässer und obersten Wolken.

Worauf dann die Auflösung lautet:

Die flackernd und flimmernd tanzenden Flammen
Sind die Strahlen des Nordlichts . . . . ,
Das ein tröstlicher Traum ist, den in der Trauer
Um die Wonne des Werdens, in festem Gewahrsam
Vom Winter bewältigt, verwittwet, die Erde
Von dem Trauten träumt, dem sie Kinder getragen.
Noch blieben ihr zu Blumen, das soll er erblicken,
Die kreisenden Kräfte. Doch eisumkrustet
Sind die Felder gefesselt. So nimmt sie die Farben
Zu Liljen und Rosen und erleuchtet und röthet
Statt grüner Fluren die grauen Flore
Der höchsten Wolken, die weiten Gewässer.

Noch andere poetische Gedanken von ähnlicher Schön-
heit soll Ihnen die fernere Deutung unseres Liedes auf-

decken. Sie werden aber wohlthun, beim Weiterlesen auf den ersten Blättern dieses Briefes jedesmal den Wortlaut der einzelnen Züge der Sage, welche hier gedeutet werden, wieder nachzusehn. Ueberhaupt muß ich Ihnen einige Mitarbeit zumuthen. Dem Leser den Honig völlig müheloser Unterhaltung einzulöffeln dürfen diese Briefe nicht einmal versuchen. Auf die Reize der Neugier, auf die Spannung durch Abenteuer und überraschende Wendungen haben sie verzichtet mit ihrem ersten Satze. Der Genuß, den allein sie bieten wollen und dürfen, ist ein Genuß des Erkennens, das zum Hauptgegenstande nichts anderes hat als der Leser eigenes, innerstes Wesen, sofern dieselben Deutsche oder doch Germanen sind. Sie durchschreiten führend ein Gebiet von ungeheurer Ausdehnung, das in seiner Gesammtheit als Ein Ganzes zu überschauen vor mir noch Niemand versucht hat. Sie haben manches Neue, noch nie gesehene zu zeigen; sie haben so manches verständlich zu machen, was noch nie verstanden war. Wie schlicht und gemeinfaßlich dieses Amtes zu walten sie auch bemüht sind, was sie mittheilen ist eine neue Wissenschaft, die Wissenschaft vom Epos, welche diese höchste Gattung der Poesie in ihrer gesammten

Entwickelung gleich ausnahmslos wie die Natur von ewigen Gesetzen beherrscht zu zeigen hat. Eine solche zum ersten mal auftretende Wissenschaft wird auch in der genießbarsten Zubereitung immer eine oft harte, nicht eben leicht anzueignende Kost bleiben. Gerade diese Anstrengung aber und ihr Erfolg muß Ihr Hauptgenuß sein. Nicht die rein ausgehülseten Kerne darf ich Ihnen bieten, nur die angeknackten Nüsse; denn nur indem Sie selbst die Mandel noch in der Schaale liegen sehn und selbst sich vollends herauslösen, können Sie dieselbe süß und nahrhaft finden. Also nicht ohne mehrmalige Wiederholung der ganzen Briefreihe dürfen Sie hoffen, zum rechten Geschmack zu gelangen und zu jener stärkenden geistigen Verdauung, welche Ihr unsterbliches Erbtheil um einen werthvollen Besitz vermehren wird.

Nach dieser weder überflüssigen noch unveranlaßten Zwischenrede kehren wir nun zurück zu unserer Sage.

Thôrr, die Gewittermacht selbst, als Freya verkleidet, reiste nach dem Blitzhammer; Loki, als winterendigender Südwind, holte Idunan zurück. Also rein elementarische, nicht von einem Willen, sondern von der Nothwendigkeit bewegte Kräfte sahen wir in jenen ersten Mythen zur

Heimholung verwendet. Ganz anders steht es damit in der Sage von Freyr und Gerda.

Ursprünglich zwar hat auch der Heimholer Gerdas elementarische Bedeutung. Sein Name, Skirnir, ist gebildet von skirna, d. i. gleichmäßig aussehend, glatt machen. Wir besitzen aus derselben Wurzel das Wort „schier", die ununterbrochene Einerleiheit der Bestandtheile bezeichnend (z. B. schieres Fleisch, d. i. F. ohne Knochen dazwischen), ferner „scheeren", d. i. gleichmäßig schneiden, dann „scharen", d. i. Erde locker schneiden und einebnen, und das verwandte „scharren"; dann die Werkzeuge dazu, „Scheere" und „Schar" des Pfluges. Auf den Himmel angewendet bedeutet skirna: klären, aufheitern, wobei vielleicht die Gedankenverbindung des Scheerens mit den Schäfchen oder Lämmerwolken mitspielt. Skirnir ist also der Aufheiterer und war ursprünglich ein Beiname des Sonnengottes Freyr selbst. Auch ist ohne Zweifel in der älteren Fassung der Sage Freyr selbst als Himmelsaufheiterer zu Gerdas Befreiung nach Norden geritten. Unser Lied bewahrt eine Spur davon in der Ahnung Gerdas, daß draußen kein anderer angekommen sei als der Mörder Belis; denn diesen hatte ja nicht der Bote,

sondern sein Absender getödtet. Hier aber macht sich schon geltend, was ich als Merkmal der neueren wanischen Götter bezeichnet habe: die Vermählung des Elements mit den Zuständen des menschlichen Gemüthes.

Der adlergestaltige Sturmriese Thiassi raubt Idunan, ohne daß auch nur eine Silbe verlautete von seiner etwanigen Liebe. Es ist noch reine Natursymbolik. Die Gestalten fühlen nicht. Sie sind nur Lettern, welche Worte, Worte, welche einen Satz bilden. Sie sind Bilder nur wie jene ägyptischen Gemälde, die nicht künstlerische Komposition, sondern lediglich ein Bericht von Handlungen sein wollen. Sie haben Hieroglyphendienst zu verrichten und weiter nichts. Auf eignes Leben machen sie keinen Anspruch. Thrym freilich, der Räuber des Hammers, war lüstern und liftete ein wenig den Schleier der falschen Freya. Aber auch dieser Zug scheinbaren Empfindens war nur Symbolik und bedeutete: wann der Winterwind in die sommerlichen Gewölke eindringt, dann entsteht aus der Mischung der entgegengesetzten Luftströme das erste Gewitter.

Die Liebe des Freyr dagegen, wenn auch im Keim nicht minder symbolisch, wächst weit hinaus über alle Symbolik zur vollen Gluth menschlichen Empfindens.

Unser Minnegesang, unsere gesammte Liebeslyrik liegen vorgebildet in der schmachtenden Sehnsucht unseres Liedes, in seinem Schwelgen in der Größe des Gefühls, in der feurigen Ungeduld nach dem Besitz der Geliebten. Der Gott weiß seine Inbrunst nicht besser auszudrücken als durch den Vergleich mit der menschlichen Liebe eines Jünglings.

Indem sich die Aufheiterung des Himmels, welche die Befreiung der Erde aus ihrer Wintergefangenschaft einleitet, ebenfalls übersetzt in ein Seelenverhältniß, tritt dieser schwärmerischen Liebe an die Seite die selbstlos hingebende Freundschaft. Skirnir ist ursprünglich selbstlos im strengsten Wortsinn: ohne eigenes Ich, nur Beiname Freyr's. Von ihm abgelöst als dessen anderes Ich wird er aus dem Himmelserheiterer ein Herzenserheiterer, Tröster, Jugendgespiele. Er hat gefährliche Abenteuer zu bestehen; drum wird er ein Held von unerschrockener Tapferkeit. Er hat das höchste Vertrauen zu rechtfertigen bei der Einholung der reizenden Braut eines andern; darum wird er ein Freund von unerschütterlicher Treue.

Das Roß, welches Freyr ihm leiht, ist wieder, wie Loki in den Sagen vom Baumeister, vom Hammer und

von Idun, ein südlicher Thauwind, dessen stürmische Ankunft Gerda verspürt als Erschütterung der Hallen Gymir's, als Zusammenbrechen der winterlichen Eisbauten. Freyr's Schwert, das sich gegen die Frostriesen von selber schwingt, ist der Sonnenstrahl, welcher die Erde aus der Eisumpanzerung befreit, woraus dann in der Heldensage die Freischneidung Brunhilds aus dem angeschmiedeten Harnisch vermittelst des Schwertes Balmung geworden ist. In unserem Liede gebraucht Skirnir dies Schwert erwähnterweise nur zur Bedrohung Gerdas. Wir dürfen aber aus den zahlreichen Variationen der Freundschaftsage, die allesammt aus unserem Mythus abgeleitet sind, mit Sicherheit schließen, daß er es in der älteren Fassung auch eben so verwendet haben wird wie später Sigfrid den Balmung, welchen der Held zwischen sich und die Braut legt, als er in Gunther's Gestalt Brunhilden gewonnen hat, wie das bei Vermählungen durch Procuration bei der Ceremonie des Beilagers bis in's späte Mittelalter üblich gewesen ist.

Der Hirt, welchen Skirnir am Hügel als Wegwächter antrifft, ganz wie Loki in der Hammersage den Thrym, ist in der ursprünglichen Fassung wohl kein anderer ge=

wesen als Gymir selbst. Wenn nun aber dieser Hirt auf die Frage Skirnir's, wie er zu der gefangenen Jungfrau gelangen könne, mit der Gegenfrage antwortet: ob er denn ein Sterbender oder gar schon Gestorbener sei, daß er es wage, eine Unterredung mit Gerda zu verlangen? so tritt uns damit plötzlich eine ganz neue Vorstellung entgegen. Nach dieser ist es nicht mehr das nördliche Gebirge und der Winter, was Gerda gefangen hält, sondern die Unterwelt, das Reich des Todes. Auch stimmt es nur zu dieser Vorstellung, daß Gerdas Aufenthalt, sehr im Widerspruch zu dem hölzernen Zaun und der übrigen winterlichen Gefängnißzubehör, auch noch mit einer Hecke von lodernden Flammen umgeben ist, die man doch schwerlich für eine zweite und ganz anders gemeinte Einflechtung des Nordlichts nehmen darf.

Aus Jacob Grimm's Abhandlung über das Verbrennen der Leichen wissen wir, daß diese lodernde Flamme, Wafurlogi, d. i. wabernde, zuckende Lohe, nichts anderes bedeutet als die Gluth des Scheiterhaufens. Es könnte gar wohl wirklich einmal vorgekommen sein, daß ein Mädchen für todt eben verbrannt werden sollte, ein hinzugekommener Reiter, von der Höhe des Sattels über den

Flammenkranz hineinschauend, Spuren des Lebens an ihr gewahrt, sich zu Roß auf die noch freie Mitte des Holzstoßes geschwungen und so vielleicht seine Geliebte gerettet hatte. Aus einem solchen, zur Weltberühmtheit geeigneten Falle könnte dann die sprüchwörtliche Redewendung „durch Wafurlogi reiten“ mit der Bedeutung: erwecken vom Scheintode oder Zauberschlaf, entstanden sein. Wenigstens finden wir sie angewendet in dieser Bedeutung in unserer Heldensage bis zu deren jüngsten Metamorphosen, unseren Märchen. Der Scheiterhaufen wurde unterflochten mit Dornen, theils, um das Feuer schneller zu verbreiten, theils, um durch ihre wehrenden Stacheln die Heiligkeit der Leiche und die Unzugänglichkeit des Todtenreiches für den Lebenden sinnbildlich auszudrücken. So hat sich denn in unserem Märchen vom Dornröschen die Hecke lebendiger Flammen, welche die scheintodte oder im Zauberschlaf liegende Gerda, dann Brunhild, umgab, verwandeln können in eine undurchdringliche Dornenhecke.

In dieser Weise hat sich in unserer Sage die dem Norden mehr geläufige Vorstellung von der Wintergefangenschaft der Göttin der pflanzenbildenden Erdkraft vermischt mit der Vorstellung von ihrem Aufenthalt in

der Unterwelt und sich theilweise in diese letztere verwandelt. Ich finde demnach in Gerda die nächst verwandte germanische Vertreterin der vom Hades geraubten Kore, der Tochter der Demeter, der Erdmutter, in der griechischen Mythe. Auch Skirnirs Ritt nach Gerda hat in der letzteren ein Seitenstück: den Versuch des Peirithoos, diese Kore, die als Gattin des Hades-Pluton Persephone heißt, ihrem Gemahl aus der Unterwelt zu entführen. Dabei ist zu erinnern, daß mindestens dem lateinischen Namen dieser Göttin, Proserpina, gleichviel ob man ihn als lateinischen oder griechischen Ursprunges betrachte, der Gedanke an das Hervorkeimen der jungen Pflanze ebenso zu Grunde liegt, wie dem Namen Gerda das in Ruthen-Schießen des Baumes.

Für die Geschenke, durch welche Skirnir Gerdan dem Freyr zu gewinnen versucht, ist eine durchaus erschöpfende und befriedigende Deutung noch nicht gefunden, und man darf zweifeln, ob sie möglich sei. Die eilf Aepfel kennen wir zwar schon als die Aepfel Iduns. Da sie sich jetzt im Besitze Freyrs befinden, so bezeichnen sie diesen als den Gott der Fruchtbarkeit, von dem Gerda einen ähnlichen Fruchtsegen empfangen werde. Vielleicht sind sie

auch ein fernerer Zug der Verwandtschaft mit der griechischen Mythe; denn die Ehe des Hades-Pluton mit Kore-Persephone wird von den Göttern anerkannt als unwiderruflich vollzogen, weil sie mit ihm den Apfel gegessen hat; wie denn das Apfelessen auch bei den Griechen zu den Hochzeitsceremonieen gehörte. Die gezwungenen Versuche aber, ihre Eilfzahl auf eilf Monate zu beziehen, man sieht nicht ein, mit welchem Recht und mit welcher Bedeutung, sind um so mißlicher, als ich den Verdacht hege, daß diese Eilfzahl nur dem zugleich assonirenden Stabreim epli-ellifo zu Liebe gewählt wurde.

Eben so mißlich und gewinnlos ist es, das Kleinod, welches einst Odin dem Balder auf den Scheiterhaufen gelegt, den Ring Draupnir, der jede neunte Nacht acht ähnliche tröpfelt, auf den thautröpfelnden Mond und dessen acht Phasen zu beziehen, schon deshalb, weil der gemeine Sprachgebrauch nicht von Achteln, sondern nur von Vierteln des Mondes weiß. Ich bekenne also, daß ich mit dieser Neunzahl der Nächte und den „acht ähnlichen" nichts anzufangen weiß und auch hier vermuthe, daß den Verfasser die in der nordischen Poesie oft merkliche Neigung, mit Zahlen zu geheimnisseln und die Verführung

des Stabreims „neunte — Nacht“ (niundo nott) bewogen haben, ein ihm selbst unlösbares Räthsel aufzugeben. Entschließt man sich aber, dies unschmelzbare Anhängsel als taube Schlacke fortzuwerfen, dann erhält man als Rückstand die lauterste Goldstufe einer poetischen Anschauung von überraschender Schönheit.

Wenn Balder's Verbrennung, wie wir noch näher sehn werden, nichts anderes ist als das Ende der blüthenreichen Lenzeszeit, das am längsten Tage eintritt, wo die Sommergluth beginnt und die erquickenden Regen aufhören, was, frage ich, kann denn da der mit ihm verbrennende Ring, den ihm der Himmelsgott auf den Scheiterhaufen legt, der Himmelsring also, welcher noch dazu der Tröpfler heißt, anderes bedeuten, als Schiller's aus Perlen sich bauende Brücke, den Regenbogen? Der Lenz bringt ja der Erde auch den erquickenden Regen wieder.

Bunt durcheinander gemischt sind Reste von Natursymbolik mit gemüthlichen Vorstellungen und sittlichen Gedanken in den Zaubersprüchen, mit welchen Skirnir die Sprödigkeit Gerdas zu schmelzen versucht. Der an=

gedrohte Zustand malt zwar zunächst die traurige Oede der in der Gewalt des Winters bleibenden Erde; ausgeführt aber wird auf dieser Grundirung die bildlich verwandte Trostlosigkeit und Gemüthsverbitterung der unvermählt alternden Jungfrau. Uebrigens ist es nicht die Meinung des Liedes, daß erst die Furcht vor der Erfüllung dieser Zaubersprüche Gerdan zur Einwilligung bewiege. Sie weiß vorher, wessen Botschaft zu erwarten stehe und hat gesorgt für gastliche Bewirthung. Nur ihre stolze Jungfräulichkeit soll es zeichnen, daß sie mit dem Sträuben im ersten Moment nach der Werbung so weit geht, Mannesminne ganz zu verschmähen. Auch hat sich dieser Zug in unserer Heldensage erhalten bis hinab zum Nibelungenliede, wo er, obwohl ursprünglich der Brunhild gehörend, der Krimhild in den Mund gelegt wird, und zwar in Worten, die noch deutlich die Spur tragen, früher zu stabreimenden Versen gehört zu haben:

Waz saget îr **m**îr von **m**anne, viel liebiu **m**uoter **m**in?
âne recken **m**inne sô wil ich immer sin.
ez ist worden schîn (augenscheinlich) . . . .
wie **l**iebe mit **l**eide ze jungist **l**onen kan:
ich sol si **m**îden beide, sone kan mir nimmer **m**issegân.

Gerda lenkt schon ein mit der Frage, wie es möglich werden solle, daß sie und Freyr jemals zusammenkämen, — wiewohl diese Unvereinbarkeit noch einen Rest von Natursymbolik enthält und bedeutet, daß das Nordlicht und die Sonne nicht gleichzeitig am Himmel sichtbar sein können*). Auch beweist sie, daß ihrer Weigerung ein Zug mädchenhafter Schalkheit beigemischt war, durch ihre Kenntniß des „Waldes der stillen Wege", in welchem sie mit Freyr zusammenkommen werde, auch früher schon zusammengekommen, da dem Mythus eben eine jährlich wiederkehrende Erscheinung zu Grunde liegt. Man hat sich die Scene ganz dramatisch vorzustellen: Skirnir immer hitziger werdend, Gerda scheinbar immer kälter und trotziger, obwohl im Herzen bereits zum Ja entschlossen. In dem Augenblick, da sein Zorn den Gipfel erreicht, unterbricht sie ihn schelmisch lächelnd und erfreut über den erprobten Freundeseifer. Deine Anstrengungen sind sehr überflüssig, meint sie, und reicht dem Ueber-

---

*) Nicht in aller Strenge richtig. Anfangs April 1871 habe ich in Esthland, auf der Fahrt von Dorpat nach Reval bei hellstem Nachmittagssonnenschein ein Nordlicht sehr deutlich strahlen und sich dann in der Nacht auf der Station Ranapungern prachtvoll entfalten gesehn.

raschten den Kelch von Eis, um auf die ungeahnte Ehe zu trinken. Noch neuere Reisende haben in Grönland und Island felsenhartes Eis zu Trinkgeschirren gedrechselt und als solche in Gebrauch gefunden. Die überaus sinnige, aber allerdings sehr versteckte Natursymbolik, die man diesem Eiskelch abgewinnen kann, finden Sie etwas leichter errathbar meinem dritten Räthsel der Brunhild verwoben. Uebrigens darf man wohl auch dem Dichter unseres Liedes die feine Absicht zutrauen, Gerdan selbst ihre äußere Kälte und innere Herzenswärme andeuten zu lassen durch den Becher von Eis, der dennoch gefüllt ist mit dem feurigsten Inhalt.

Nach neun Nächten, im Hain Barri, will Gerda dem Freyr das Stelldichein gewähren. Barr ist die Knospe des Baumes. In der Zeit also, wo die Knospen springen, der Wald wieder grünt, werden Freyr und Gerda ihre Hochzeit begehn, und zwar im Beisein aller Götter und Göttinnen. Im Lenz, am Tage des Frühlingsfestes, um Pfingsten, feiern unter freudiger Theilnahme der ganzen Natur Himmel und Erde ihre Wiedervermählung.

Auch für die Neunzahl der Nächte wage ich hier eine Deutung. Die Kirche hat bekanntlich alle ihre Feier=

tage auf altheidnische Jahreszeitfeste, die Hochgeziten, gelegt. Wir haben also nicht nur in den Pfingsten die heidnische Frühlingsfeier, sondern auch im Himmelfahrtstage eine entsprechende heidnische Vorfeier anzunehmen. Bei ihrem Bestreben, die heidnische Vorstellung durch eine ähnliche oder geeignet entgegengesetzte christliche zu verdrängen, konnte die Kirche für die Himmelfahrt keine passendere Wahl treffen, als den Tag, an welchem jene Hel- oder nordische Wolkenfahrt Odin's oder Freyr's festlich begangen wurde, und bekanntlich liegen immer neun Tage zwischen Himmelfahrt und Pfingsten.

Das Mittelglied zwischen Götter- und Heldensage ist unser Lied, weil in ihm der Gott und die Göttin schon den Character eines Helden und einer Heldin angenommen haben. Skirnir motivirt seine Furchtlosigkeit mit dem echten Heldenglauben an ein unabänderlich vorbestimmtes Schicksal. Gerda bewegt sich durch die ganze Tonleiter der menschlichen Empfindungen. Beide finden wir ausgeführt wieder in den beiden Hauptgestalten der Heldensage, Brunhild und Sigfrid. Auch von den Begebenheiten der Heldensage, ja sogar von ihrer dinglichen Zubehör zeichnet

unser Lied eine Skizze. Den Mord des Beli finden wir wieder als die Erlegung des Drachen durch Sigfrid; das Roß Freyr's als den Hengst Grani, der seinen Helden ebenfalls durch ein Gehege lodernder Flammen zur verzauberten Brunhild hinträgt; das sich von selber schwingende Schwert als den unwiderstehlichen Balmung, der Brunhilden aus dem Harnisch freischneidet. Die Schätze Gymir's, von denen Gerda spricht, kehren wieder als der Goldhort der Nibelunge; der Ring Draupnir als der Schicksalsring Antwaranaut. Die doppelte Fassung unseres Liedes, die ältere, daß Freyr selbst, und die vorliegende, daß sein Stellvertreter Skirnir die Fahrt unternimmt, spiegelt sich wieder als zweimaliger Ritt Sigfrid's durch die Waberlohe. Das erste mal, die Rolle Freyr's spielend, erweckt er Brunhilden für sich. Das zweite mal ist auch er zum treuen Freunde und Vasallen geworden und erwirbt, an Skirnir's Stelle tretend, die Braut für seinen königlichen Lehnsherrn, mit dem er „Gestalten getauscht" hat, für Gunther, eine Metamorphose des Freyr.

Ich schließe diesen Brief mit dem Versuch, einem Gedanken Worte zu geben, von dem ich vermuthe, daß er Ihnen beim Lesen allmälig aufgestiegen sei.

Wenn Sie zurückdenken an das schönste Juwel an der Brust Freyas, um das sich die Götter des Unterganges und der Frühe streiten, den Abend- und Morgenstern; an die goldenen Aepfel Idunas welche, wie Nectar und Ambrosia die Olympier, die Götter verjüngen und vor dem Grauwerden behüten; an Idunas Verwandlung in eine Nuß aus welcher das sommerliche Waldesgrün wieder auferstehn wird; an den Pflanzensaft vergangener Sommer, den der Frühlingsgott auf die nahe Hochzeit als Firnmeth auftrinkt aus einem Kelche von Eis; an den siebenfarbigen Regenbogen als Verlobungsring des Lenzes mit der schönen Tochter der Allmutter Erde; an den Liebes- und Erlösungswink endlich, der als Nordlicht emporflammt wann die gefangene Lenzesbraut die Arme ausstreckt nach ihrem Buhlen im fernen Süden: weckt dann in Ihnen diese reiche Gallerie von Meisterbildern sinnigster Naturpoesie nicht eine inhaltschwere Frage?

Haben Sie nicht schon still bei sich gedacht: Wie ist es denn möglich gewesen, daß wir so lange Zeit selbst geglaubt haben an die niederträchtige römische Lüge, unsere Altvorderen seien dennoch nur eine Art halbwilder Barbaren und Bärenhäuter gewesen? Wo in aller Welt

und in allen Zeiten wäre denn ein Volk zu finden, dessen Göttersage sich auch nur messen dürfte mit der unserer Ahnen an Tiefsinn der Naturbetrachtung, an sittlichem Ernst, an gleich heiterer als mannhaft tapferer Auffassung des Lebens mit seiner Lust und seinem bitteren Leide, an entzückender Schönheit, plastischer Kraft und malerischer Farbenfülle der poetischen Anschauungen?

Ohne Gestalt und ohne den Schleier der Dichtung hat die Wahrheit, auch die erhabenste, noch niemals Eingang gefunden in die Herzen des Volkes.

So mußte denn freilich jener Karl, den die dankbaren Römlinge den Großen genannt haben, diese angeblichen Barbaren erst zu Tausenden köpfen lassen und sie dann durch den Verrath ihres eigenen, tückisch verführten Adels in dumpfe Leibeigenschaft hineinmaßregeln. Denn ohne Gewalt, ohne systematisch viele Jahrhunderte hindurch von Generation zu Generation fortgesetzte Vergiftung und Hirnverkümmerung hätten sie ja nimmer eingewilligt, ihren großen Hort von ächtesten Goldstufen und welteinzigen Kleinodien in Tausch zu geben für die armselige, aller Anschauung und Plastik entbehrende semitische

Wüstensage, welche sie, verwöhnt wie sie waren von der arischen Fülle ihres Reichthums, sich sollten genügen lassen als würdige und gewinnende Einkleidung der Lehren einer neuen Religion.

Zwölfter Brief.

Balder und Nanna.

Mein voriger Brief hat Ihnen in der Mythe von Freyr und Gerda die meisten Hauptfiguren der Sigfridsage und das Grundgerüst ihrer Handlung nachgewiesen. Nur für das Trauerspiel im Epos, den Tod des Helden, fehlte noch das Vorbild im Götterdrama.

Auch dies ist vorhanden in einer anderen Mythe, der tragischen Kehrseite jener ersteren. Wie jene den allerfreuenden Frühlingsanfang als Brautfest und Vermählung des Sonnengottes mit der pflanzenbildenden Erdkraft, so feiert diese das mit Wehmuth erfüllende Ende der holden Lenzeszeit, aber nicht als Hinsterben oder Scheidung Gerdas und Freyr's, sondern als Trennung

und Tod eines andern Götterpaares von fast gleicher Bedeutung, das dennoch von der mythischen Phantasie eigene Namen und Gestalten empfangen hat. Ich meine die schönste unserer Göttersagen, die von Balder und Nanna.

Vor vierzehn Jahren habe ich meiner Gedächtnißrede auf Uhland, als Probe seiner Leistungen als Sagenforscher, seine Darstellung und zum Theil auch seine Worte beibehaltend, einen Abriß dieser Mythe und ihrer Deutung eingeflochten, der sich im öffentlichen Vortrage bewährt hat und nach mäßigen Aenderungen auch dem Zweck dieser Briefe entsprechen wird.

Auf allen Göttern lastet das Vorgefühl des hereindrohenden Verderbens. Im Einbruch der Nacht, in der jährlichen Abnahme des Lichts, im Welken des Sommergrüns, im Siege des Winterfrostes ahnen sie das Ende ihrer Schöpfung, empfinden sie ihr eignes Altern. Auch haben sie Den in ihrer Mitte, in welchem sich die Neige aller Dinge verbildlicht, den germanischen Ahriman, den schon sein Name Loki als den Beschließer, den Endiger bezeichnet. Wahrscheinlich dieselbe Bedeutung hat auch

sein deutscher Name Volant. Das althochdeutsche vollôn heißt erfüllen, vollständig machen. Das mittelhochdeutsche valant und valandinne, im Nibelungenliede gebraucht für Teufel und Teufelin, wird gewöhnlich von vâlan, verführen, abgeleitet; aber auch dies bedeutet ja ursprünglich zu Fall bringen. Val ist Fallen, Stürzen, Sturz, Untergang. Auch mit dem Phol des Merseburger Zauberspruches ist nach meiner Vermuthung kein anderer gemeint als Volant. Schon in der Edda ist er als der Geist, der stets verneint, als der verhaßte aber unentbehrliche Schalk und Spötter in gleichem Sinne dargestellt wie Mephistopheles im goetheschen Faust. Nur weil dieser eine auferstandene Urgestalt aus dem früheren Bewußtsein unseres Volkes ist, hat er eine so mächtige Wirkung hervorgebracht. Odin hat mit Loki in Urzeiten nach altgermanischer Sitte Blut gemischt, mit ihm Brüderschaft getrunken in diesem „ganz besonderen Saft". Wahrscheinlich aus diesem Zuge ist die Vorstellung von der Verschreibung an den Teufel mittelst eines Tropfens Blut abzuleiten. Sein Gedankeninhalt ist aber nichts anderes als die Einsicht des obersten Gottes, daß das nach menschlicher Auffassung Böse in der Weltordnung unentbehrlich sei.

Der liebste Sohn Odin's von seiner Gattin Frigg, der germanischen Juno, die übrigens mit Freya vielfach zusammenfließt, ist Balder. Schön und leuchtend von Angesicht, vermählt mit Nanna, der Tochter Nep's, wohnt er in Breidablick, d. i. Weitglanz, wo nichts schädliches, unreines bestehn kann. Aber die Götter haben eine Vorahnung von dem Tode dieses ihres Lieblings. Sie kommen deshalb überein, alle Dinge und Elemente schwören zu lassen, daß sie sich nicht dazu hergeben würden, ihn zu verletzen. Seine Mutter selbst macht sich auf den Weg und nimmt Feuer und Wasser, Eisen und Erz, Erde und Gestein, Büsche und Bäume, sämmtliche Thiere, jedes Gift, jede Krankheit in Eid, den Balder nicht zu versehren. Als nun, wie es schien, die ganze Natur diesen Eid geleistet, da wurden die Götter ausgelassen fröhlich und freuten sich der Unverletzlichkeit Balder's, indem sie mit Speeren und Pfeilen nach ihm schossen, mit Schwertern nach ihm hieben, mit Steinen warfen, ohne daß er verwundet wurde; denn alle Dinge hielten getreulichst ihren Schwur.

Den Loki aber verdroß diese Fröhlichkeit der Götter. Nachdem er ausgekundschaftet, daß Frigg eine Mistelpflanze

in Eid zu nehmen versäumt, weil sie ihr zu jung und unbedeutend geschienen, schneidet er von dieser Pflanze einen Zweig zum Pfeil und tritt damit zu dem blinden Bruder Balder's Namens Höder. „Willst du nicht auch, fragt er ihn, deinem Bruder Ehre anthun wie die anderen Götter und seine Unverletzlichkeit bewähren helfen? Hier hast du ein Geschoß; ich führe dir die Hand in die Richtung; dort steht er, dahin schieße. Höder schleudert den Zweig, Balder stürzt durchbohrt nieder und seine Seele muß hinunter zur Hela, der Göttin der Unterwelt und des Todes.

Die Götter trauern und senden einen anderen Bruder Balder's Hërmod, auf Odin's Roß hinab in die Unterwelt um Baldern freizubitten. Hela verspricht ihn zu entlassen, wenn alle Wesen und Dinge der Welt ohne Ausnahme um ihn weinten. Die Götter schicken durch Boten Befehl an die ganze Welt, um Balder zu weinen. Alle Wesen leisten Gehorsam und alles wird thränenfeucht. Schon sind die Göttergesandten auf der Heimfahrt begriffen und glauben Balder's Befreiung gesichert. Da sehn sie aber in einer Höhle eine Riesin, Thöck, auch

Thökt oder Thaukt genannt, thränenlos sitzen. Auch diese fordern sie auf zu weinen; sie jedoch antwortet:

Theil nimmt Thökt am Tode Balder's
Nur mit trockenen Trauerthränen.
Weder im Leben, noch als Leiche,
Nirgend und niemals war er mir nützlich.
Möge denn Hel was sie hat auch behalten.

So mußte der lichte Balder in der Unterwelt bleiben, die Götter sich entschließen, seinen Leichnam zu verbrennen. Sie brachten ihn an die See; denn sein Schiff Hringhorn, das größeste aller Schiffe, sollte ihm nun als Scheiterhaufen dienen. Aber es saß fest auf dem Strande und war nicht flott zu machen. Da ließen sie aus Jötunheim ein Riesenweib holen Namens Hyrrokin. Das kam angeritten auf einem mit einer Schlange gezäumten Wolfe und vier von Odin herbeigerufene Berserker vermochten das Wolfroß nur zu halten indem sie es niederwarfen. Jetzt trat Hyrrokin an den Bug des Schiffes und stieß es mit einem Ruck vor, daß Feuer aus den Walzen fuhr und alle Lande erzitterten. Schon wollte ihr Thôrr das Haupt zerschmettern mit seinem Hammer; aber die Götter erhielten den zugesagten Frieden. Als nun Balder's Leichnam auf

das Schiff getragen wurde, da fiel seine Gemahlin Nanna in kleine Stücke auseinander und starb. Auch sie ward mit auf den schwimmenden Scheiterhaufen gelegt, dieser angezündet. Als Thôrr hinzutrat, um dem Holzstoß mit dem Hammer die Weihe zu geben, da kam ihm ein Zwerg Namens Lit zwischen die Füße. Den stieß er in's Feuer hinein, daß er mitverbrannte.

Das sind die Hauptzüge der Mythe. Hören Sie nun ihre Deutung.

Balder ist der Gott der schönen Lenzeszeit, das Licht in seiner Herrschaft, die im Mittsommer ihre Höhe erreicht, dann aber auf die Neige geht. Sein Gegensatz, der ihn tödtende Höder, der blinde, lichtlose, ist die Personification des Dunkels, der beginnenden Abnahme der Tage. Daß auch er ein Sohn Odin's und eigentlich unschuldig ist am Tode seines Bruders, enthält die Erkenntniß, daß der Wechsel unentbehrlich, der Schatten mit dem Licht untrennbar und wohlthätig verbunden sei. Erst als Werkzeug Lokis wird seine Hand verderblich. Dieser, der Endiger von amtswegen, bewirkt auch die Abnahme des Lichts, die alljährlich das heitere Leben der Natur hinsterben läßt und zugleich ein ahnungsvolles Vorspiel ist

von der Abenddämmerung des jüngsten Tages. Denn wie die Vorstellungen von der Weltentstehung hergenommen sind vom alljährlichen stürmischen Erwachen der Natur aus ihrem Winterschlaf, so hat sich auch der Kreislauf des Erdenjahrs erweitert zur Anschauung eines großen Weltenjahrs. Unser Mythus bedeutete zunächst nur, daß der Lichtgott alljährlich stirbt, um im nächsten Halbjahr zu den Göttern zurückzukehren. In seiner erweiterten Bedeutung aber geht Balder unwiederbringlich zu Hela, um erst zurückzukehren, wann der große Weltwinter abgelöst wird vom Weltfrühling und der Wiedergeburt der gesammten Schöpfung. Damit erst wird sein Tod zum Mittelpunkt der großen Welt- und Göttertragödie.

Theils die unkörperliche Natur des Lichts, dem keine Erdenkraft etwas anhaben kann, theils die unfehlbare Siegesgewalt des Frühlings wird ausgedrückt durch Balders Unverletzlichkeit. Die ganze Natur ist in freudig wildem Aufruhr im Frühling, aber dieser Aufruhr hindert nicht, sondern fördert seinen Herrschereinzug. Stürme, Gewitter, Ueberfluthungen, von ihnen bewirkte Bergstürze, Versandungen und Verschlammungen, begleiten, umtoben, durchwühlen ihn, aber nur um ihm damit zu helfen, die

Erde fruchtbar, grünend und blühend, den Himmel wieder prächtig blau, glänzend und warm zu machen. Das bedeutet es, daß die Götter in übermüthiger Laune alle ihre Waffen an Balder versuchen ohne ihn zu verwunden.

Der Mistelzweig, die einzige Waffe, die ihm schaden kann, ist ein Sinnbild des düstern Winters. Denn ihre Frucht reift erst im Winter, während dessen diese Pflanze noch fortwächst, als sei sie des Lichtes nicht bedürftig. Ihre Wahl zum verderblichen Zweck verdankt sie ferner der ihr beigəmessenen Zauberkraft und diese ihrer Ausnahmestellung unter den Pflanzen. Dem Liebling der ganzen Natur kann nur etwas seltsam unnatürliches feind sein, und die Mistel wächst nur als Schmarotzerin auf anderen Bäumen, läßt sich aber auch auf ihnen nicht von Menschenhand säen, da ihr Saame erst keimfähig ist nachdem er den Weg durch das Eingeweide eines Vogels gemacht hat. Kaum zu bezweifeln aber ist es, daß sie die Rolle als Todeswerkzeug auch zugetheilt erhalten hat zum Ausdruck der Thatsache, daß eben um die Zeit der Sommersonnenwende die Mistel Zweige zu schießen anfängt. Daß der Frühling sein Ende hat wann dies

geschieht lautet in symbolischer Sprache: Der Mistelpfeil erschießt Baldern.

Uebrigens wird in vielen Gegenden noch heute die Verbrennung Balder's, zwei Tage nach der Sommersonnenwende, vom Volke symbolisch begangen mit den sogenannten Johannisfeuern, obwohl man ihre ursprüngliche Bedeutung größtentheils vergessen hat. Erst nach der Sommersonnenwende, wann die Nächte längen, beginnt im Norden der Thau reichlich zu fallen. Das bedeutet es, daß die ganze Natur um Balder weinen muß.

Wie die Mistel etwas Unnatürliches, so, meint Uhland, bedeute das Riesenweib, das allein nicht weinen wolle, etwas Uebernatürliches, d. h. sie gehöre in das Reich der sittlichen Vorstellungen. Da Thöck = Dank, sei ihr Name ironisch gemeint: das ist der Dank! — oder: Undank ist der Welt Lohn. Sie bedeute also die kalte, herzlose Selbstsucht. Hierin aber kann ich der Deutung Uhland's nicht beipflichten. Nach besseren Edda-Handschriften heißt nämlich jene Höhlenriesin Thökt und Thaukt, d. i. die verdeckte, unter einem Dach verborgene. Vergleichbar einer griechischen Oreade, ist sie vielmehr eins der Bergweiber,

die nach der wahrscheinlichsten Deutung der dunkeln Stelle eines Eddaliedes (Vegtamsquida 17)

> Anstatt zu weinen, gen Himmel werfen
> Die Hüllen ihrer Häupter,

also eine Personification der Gewalt des unterirdischen Feuers, das die einschließende Erdrinde in vulkanischen Ausbrüchen sprengt und in die Luft schleudert. Ihre „trockenen Thränen" sind der ausgeworfene vulkanische Aschenregen. Diese Erdmacht hat mit dem Kommen und Schwinden des Frühlings nichts zu schaffen. Es bestätigt diese Deutung, wenn die jüngere Edda hinzusetzt: „man meine, daß Loki selbst die Gestalt dieses Riesenweibes angenommen"; denn Loki ist ja selbst auch das unterirdische Feuer.

Nach der Erzählung des Saxo wird Balder von Liebe zu Nanna ergriffen als er ihre glänzende Schönheit im Bade erblickt. Da nun die Edda Nanna als eine Tochter Nep's bezeichnet, Nep aber Knauf, Knopf und Knospe bedeutet, aus dem Schooße der Knospe die Blüthe geboren wird, so verräth sich die badende Nanna, welche Balder sieht, als die frisch bethaute, eben dem

Licht erschlossene Blume, die Frühlingsbraut. In der Sommergluth welkt sie und verliert ihre Blätter; das bedeutet's, daß Nanna in kleine Stücke auseinanderfällt, wann Balder auf den Scheiterhaufen gelegt wird. Dann, heißt es in der Mythe, wohnt sie mit ihm zusammen in Helas Hallen, sendet aber aus der Unterwelt noch ihrer Schwiegermutter Frigg einen Schleier und der Dienerin derselben, Fulla, deren Name auf die Fülle der Aerndtezeit hinweist, einen goldenen Ring als Angedenken, und das will sagen: auch im Spätsommer und Herbst entfalten sich noch einige Blumen. Noch heutigen Tages heißen in Schweden zwei solcher Spätblumen Frigg's Schleier und Fullas Fingergold. — Der Name des Zwerges endlich, welcher mit hineingestoßen wird in den Scheiterhaufen, Lit, ist zu deutsch Farbe. Der Sinn ist also: wann Balder und Nanna, die schöne Frühlingszeit und ihr Blumenflor verglühen, dann erbleicht auch der Farbenschmelz der Fluren.

Der Name jener das Schiff mit Balder's Scheiterhaufen flott machenden Riesin, Hyrrokin, bedeutet: die Feuerberauchte. Sie ist die versengende Sommergluth, die im Norden oft verbunden ist mit dem Höhen- oder

Heiderauch, dem Qualm der Moorbrände. Der Donnergott darf sie nicht erschlagen: Gewitter und Regengüsse kommen nicht auf in den Tagen des Heiderauchs.

Das ringhornige Schiff Balder's ist das Jahr, hingleitend auf der Ringbahn des Sonnenlaufes, welche in Monate eingetheilt wird durch die Phasen des Mondes, der nach jedem Neumond in Sichel- oder Horngestalt wieder erscheint. Das Schiff sitzt fest am Strande, d. h. die Sonne scheint still zu stehn, das Sommersolstitium ist eingetreten. Der gewaltsame Stoß der Riesin ist die Sonnenwende, nach welcher die Tage rasch abnehmen. In Sommergluth flammend fährt nun das Schiff dahin; aber es trägt nur noch die Leiche seines Gottes, der schönen Lenzeszeit.

Ich denke, Sie werden zugeben, daß an Sinnigkeit, Farbenfülle und plastischer Anschaulichkeit diese Göttersage unserer Vorfahren von keiner andern übertroffen, ja, nur erreicht werde.

Von ihr nun ist der tragische Theil der Sigfridsage das vermenschlichte Nachbild. Wie der Frühlingsgott zum Helden Sigfrid, so wird sein blinder Bruder, der ihn absichtslos tödtet, zum wenigstens halbblinden, nämlich

einäugigen Hagen, dem Erstecher — denn das scheint die Urbedeutung seines Namens —, und wie Nanna mit ihrem göttlichen Gemahl verbrennt, so gibt sich die erste Geliebte des Nibelungenhelden, Brunhild, welche Sie schon kennen gelernt als Vermenschlichung der mit Nanna nächstverwandten Gerda, freiwillig den Tod auf Sigfrid's Scheiterhaufen, um ihn in's Reich der Hela zu begleiten. Nur diese vorgefundene Urgemeinschaft hat es mir möglich gemacht, in meiner Fassung der Nibelunge die Göttermythe und die Heldenmär einander begleiten zu lassen in unzertrennlicher Verflechtung. Auch werden Sie nach dem hier vorgetragenen alle dahin schlagenden Stücke durchsichtiger verständlich finden, so namentlich das Balderslied Krimhilden's: „O Balder, mein Buhle, wo bist du verborgen?" mit seinen Strophen:

Die Blume verblüht,
Erblassend, entblättert,
Der Sommer entseelt sie
Mit sengendem Strahl.
Beim Leichenbegängniß
Des göttlichen Lenzes
Zerfällt sie und folgt ihm
In feurigen Tod.

Für die Entstehungsgeschichte des Epos genügen die bisher gegebenen Skizzen aus unserer Göttersage. Lassen Sie uns also von dieser nunmehr Abschied nehmen mit einer Schlußbetrachtung.

Auf ihrer ersten Bildungsstufe besitzen alle Kulturvölker in ihrer Göttersage eine noch untrennbare Dreieinigkeit von Poesie, Religion und Wissenschaft. Die der Germanen ist aber besonders geeignet, uns die Sprache geläufig zu machen, in welcher der Mensch seinen ersten Erwerb an Schönheitsgefühl, an Erkenntniß seiner Lebensaufgabe und an Einsicht in die Weltordnung niedergelegt hat. Alles außerhalb wahrgenommene nachzuschaffen in einem Bilde, zu dem wir die Farben aus uns selbst entnehmen, ist der eingeborene ewige Trieb unseres Geschlechtes.

Schon unterhalb der Grenze, welche wir mit sehr zweifelhaftem Recht zwischen Lebendigem und Unbelebtem zu ziehen gewohnt sind, beginnt die Selbstbetrachtung der Natur. Sie glättet sich das Wasser zum Auge der Landschaft; sie zeichnet ihr traumdämmriges Nachbild auf spiegelnder Luftschicht als Fata Morgana.

Wie nun der grüne Bergsee alles in grünlichen Farbentönen, die graue Spiegelwolke alles in grauen Schattenrissen umgekehrt nachahmt, so werden von der dichtenden Seele des Menschen die Kräfte und Erscheinungen der Natur menschenhaft nachgebildet als Personen und Thaten. „Strahl“ bedeutet ursprünglich „Pfeil“. Was die Sonnenstrahlen versendet, das kann nur ein Schütze sein, welcher, selbst unsichtbar, von einem Himmelswagen mit sichtbarem Rade, der Sonnenscheibe, fernhin treffende Silberpfeile herabschießt. Alle Wesen und Dinge sind vermummte Menschen, also entweder Männer und Frauen, oder Kinder. Lediglich auf dieser Vorstellung beruht es, daß jedes Wesen und Ding der, die oder das genannt wird, mithin als männlich, weiblich oder als geschlechtlich noch unentwickelt, nach dem höchst ungeschickten Ausdruck der Grammatik als „sächlich“, angeschaut wird.

Dabei spielt die Phantasie Versteckens mit sich selbst. Ihr Bewußtsein, diese Nachbilder selbst geschaffen zu haben, wird eingeschleiert in den Schein des Ueberzeugtseins von ihrer wirklichen Existenz. Es wird verborgen durch die Form der Geheimrede, der Rune, deren Lösung

nicht jeder Alters-, Ranges- und Bildungsstufe zugänglich sein soll.

In der germanischen Göttersage läßt sich aber der dichtende Geist, der sie geschaffen hat, niemals ganz gefangen nehmen von dem Wahn ihrer Wirklichkeit. Wie wundersam er auch träume, beständig wach im Hintergrunde bleibt sein Bewußtsein, daß dies alles seine Schöpfung sei, die er nicht handgreiflich zu nehmen habe, sondern als bildlichen Ausdruck für Naturverhältnisse und sittliche Gebote; daß er, bei aller Tiefe, allem Ernst, mit seinen Göttern und Helden dennoch ein freies und heiteres Spiel treibe. Er gleicht darin dem Adler, welcher, über einem See schwebend, das Wasserbild der Uferberge, der Wolken und der eigenen Gestalt, nicht für eine andere unterirdische Landschaft, für einen zweiten Himmel, einen zweiten Adler in der Tiefe hält, sondern erkennt als eine Spiegelung der Erde, des Luftreichs und seiner selbst.

Diese sinnbildliche Ausführung des Weltgemäldes durch Verwandlung der Naturkräfte in verklärte und verzerrte, bald kolossalische bald winzig verzwergte Menschengestalten, und der Naturerscheinungen in menschliche Märchen

und Dramen, kennzeichnet die erste große Epoche des menschlichen Geistes.

Ihr folgt in der zweiten Epoche die Herleitung der Welt aus menschlichen Gedanken, welche nicht mehr Gestalten sind, aus Begriffen, Ideen, aus dem Geist und seinem Willen, der nun als alleiniger Gott vor den Anfang aller Dinge tritt. Das ist die Stufe des Monotheismus der semitischen Wüstenvölker, welche aller plastischen Begabung entbehrten und die bildliche Darstellung des Göttlichen verpönten, lediglich weil ihnen selbst die bildnerische Kraft versagt geblieben.

Die dritte Epoche, die unsrige, ist bei ungemeinen Fortschritten dennoch zugleich eine Rückkehr zur ersten. Nicht mehr mit der bloßen Anschauung der Natur und aus Sinnbildern der alles vermenschlichenden Phantasie setzt sie sich ihr Weltgemälde zusammen, sondern mit der Naturwissenschaft und aus den erforschten Dingen selbst sucht sie ein durchsichtiges Gesammtbild des Kosmos zu gewinnen. Wie jene erste Stufe sich die Rune schaffen mußte, so reicht auch diese nicht mehr aus mit der gewöhnlichen Sprache. Sie hat sich eine neue Geheimrede gebildet zum Ausdruck des ursächlichen Zusammenhanges

und der stillstandlosen Bewegung des Werdens: die Zahl, die Gleichung, den geometrischen Lehrsatz, die Integralrechnung, die Formeln der in's gegenwärtig noch Uebersinnliche aufsteigenden Atomentheorie.

Aus den Gebeinen Ymir's wurden Himmel und Erde gebildet. Die Kuh Audhumbla leckte eine Menschengestalt hervor aus Eisblöcken. Hephästos spaltet mit des Wetterstrahls goldener Axt das Haupt des Zeus und, das Regengewölk schüttelnd bis der Himmel wieder blaut, springt aus dem gespaltenen Haupte Pallas Athene hervor. Die Tochter der Mutter Erde, der Demeter, wird geraubt von Pluton, muß ein halbes Jahr ausharren beim Gatten in der Finsterniß und darf dann für ein anderes Halbjahr zurückkehren in den sonnigen Olymp. Iduna wird entführt wann der Herbstwind die Bäume entblättert. Balder stirbt am Abend des längsten Tages. — So heißt es auf der ersten Stufe.

Der Geist Gottes flatterte (merachephet) über dem Chaos, gleichsam ein Vogel über dem Nest mit dem Weltei. Er schied Licht und Finsterniß, Himmel und Erde und formte aus Thon ein Menschenpaar nach seinem Ebenbilde. Der erste Ungehorsam brachte Welken und

Sterben in die Natur. Die Stimme der zürnenden Gottheit redet im Wetter. — So heißt es auf der zweiten Stufe.

Der Niederschlag des Regens erregt Spannungen und Entladungen der Electricität. Gewitter des Erdmagnetismus, veranlaßt von ungeheuern Explosionen in der fernen Sonne, werden sichtbar im Nordlicht. Wann die Sonnenwirkung die Blätter nicht mehr genügend reizt, Kohlenstoff einzuathmen, Sauerstoff auszuathmen, werden sie von letzterem geröthet, gegilbt und sterben ab. Die gesammte Thierwelt von den ersten Anfängen hat dieselben Entwicklungsstufen in Milliarden von Jahren erstiegen, welche jedes einzelne Thier der höchsten Gattungen von der ersten Anlage des Eis bis zu seiner vollständigen Ausbildung in einer Anzahl von Monaten ersteigen muß. Gravitation, Schall, Wärme, Licht, Empfinden, Denken sind dieselben nur gradverschiedenen Bewegungen der Atome. — So heißt es auf unserer dritten Stufe.

Weder die Entführung Idunas, noch das naturhistorische Examen, das Jehovah von der Wetterwolke mit Hiob anstellt, noch die Formeln der Kepler'schen Ge-

setze und der chemischen Atomgewichte vermögen das Weltgeheimniß bis auf seine letzten Tiefen auszuschöpfen. Wir wissen nicht, wie es heißen wird auf einer vierten Stufe. Das aber wissen wir, daß diese Stufen selbst nur Glieder einer annähernden Reihe sind, und zwar einer unendlichen, wenn auch nicht für den sicherlich lange vor seinem Planeten dem Untergange bestimmten Erdmenschen.

Keine der drei Stufen besitzt die reine Wahrheit, keiner fehlt sie ganz. Aber in die Epoche der mittleren fällt die äußerste Verfinsterung des menschlichen Geistes von der die Geschichte weiß. Ihr ist das Bewußtsein, ihre Götter selbst geschaffen zu haben, zuletzt ganz verloren gegangen. In ihr wurde der Menschengeist zum geraden Gegentheil des Adlers im obigen Gleichniß. Das Bild im See ward ihr zur einzigen Wirklichkeit, die Wirklichkeit zur unvollkommenen Nachahmung des Spiegelbildes. So erwuchs etwas völlig Neues: der Glaube an eine andere Welt, von der die sichtbare nur eine kümmerliche Abart sei, eine Strafanstalt, uns ungerathene Kreaturen für jene zurechtzubessern. Nur indem man diese semitische Art von Glauben auch den arischen Heiden zuschrieb gelangte man dahin, ihre Göttersage als abgeschmackte Teufelei zu

verleumden. Nur die fanatische Dummheit des Mittelalters konnte meinen, Idunas Entführung und Verwandlung in eine Nuß hielten die Germanen eben so buchstäblich für eine handgreifliche Begebenheit, wie etwa sie selbst die Verwandlung des Brotes und Weines. Mit gleichem Recht würde ein Geschichtschreiber der Zukunft sagen dürfen: drei Hauptgötter der Europäer des neunzehnten Jahrhunderts hießen Schwere, Sauerstoff und Magnetismus.

Es besteht innige Verwandtschaft zwischen dem Zeitalter der Naturmythe und dem Zeitalter der Naturwissenschaft. Freudige Hingabe an die Natur war der Grundzug des ersteren. Ihr Unvermeidliches ertrug man mit tapferem Stolz. Die menschliche Ohnmacht gegen die Elemente tröstete deren göttliche Verehrung. Poetischen Ersatz der noch fehlenden Wissenschaft gewährte die Verwandlung der Daseinsgeheimnisse in deutbare Räthselmärchen.

Wir sind vom Aberglauben an die Wesenheit unserer Begriffe zurückgekehrt zu gleicher Hingabe an die Natur. Auch wir suchen und finden in ihr das Göttliche. Ihre Schönheit zu verehren, mit unserer Kunst zu verklären,

draußen und in uns selbst, ist unser Gottesdienst. Unsere Poesie kehrt zurück zur gleichen Beseelung aller ihrer Erscheinungen, und ihr Wegweiser ist dabei statt der Ahnung die Erkenntniß. Auch wir sind wieder ihre Unterthanen geworden, aber freie, welche ihrem Gesetz als unserm eignen willig gehorchen und sie kraft dieser Gesetzeskunde zugleich beherrschen. Auch wir endlich können nicht umhin, alles zu vermenschlichen. Denn das entlegene, höchste Ziel unserer Wissenschaft müssen auch wir glaubend vorweg nehmen, um es einst zu erreichen. Dies Ziel aber ist der Nachweis, daß und wie keine anderen Stoffe und Kräfte ihr Spiel allmälig vermannichfacht und gesteigert haben zum Menschen und seiner Geschichte, als eben dieselben, die das Universum bilden und bewegen. Schon wissen wir aus dem Zeugniß des Spectroscops, daß die nämlichen Elemente, welche wir als Theile der Erde oder als Meteorsteine in die Hand nehmen können, auch den Sirius und ferne Nebelflecke zusammensetzen. Wir beginnen zu wissen, daß in der Sonne noch jetzt als ungeheures Flammenchaos durcheinander gährt, was als erkaltende Rinde ihres Auswürflings, unseres Planeten, die Bühne unseres Lebens und uns selbst geformt hat. Denn wir

ahnen und hoffen einst zu wissen, daß aus eben diesem Gluthschmelz weiland der empfindsamere Stoff sich auskeinte zum ersten Zellengebilde, welches Urahn werden sollte der Palme sowohl als des Menschen.

Jordan, Wilhelm
Epische Briefe

